L. germ.

62 m

Durst

Kurzer Leitfaden

zur

teutschen Sprachkunde

in

historischer und ästhetischer Hinsicht.

von

Dr. B. A. Durst,

Ober-Reallehrer an der Kön. Baier. Realschule
zu Nürnberg.

Nürnberg,
bei Riegel und Wiesner
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Der vorgeschriebene Unterrichtsplan für die teutsche Sprache in der Ober-Realschule begreifft im Allgemeinen in sich: Erklärung der teutschen Sprachlehre (Grammatic), teutsche Dictaten und kurzgefaßte Ausarbeitungen in Erzählungen, in Briefen u. s. w. Das Alter und die Fähigkeiten der dieser Classe jährlich zugegebenen Jugend verbieten auch jede Art des höhern Unterrichts, und nur fragmentarische Erklärungen über kleine prosaische Stücke oder leichtfaßliche Gedichte sind es, womit ich dieses mein Verlangen zuweilen befriedigen kann. Dessen ohngeachtet hatte ich schon einigemal in meinen Privatgeschäften Gelegenheit, nach einem höhern Maasstabe die teutsche Sprache vortragen zu können, und ich wurde bei dieser Gelegenheit mehrmalen aufgefordert, meine hierüber gehaltenen, mündlichen Vorträge dem

Drucke zu übergeben. Ich gestehe es, daß ich mich lange nicht entschließen konnte, diesem Wunsche zu entsprechen, da ich außer meinen Berufsgeschäften und Privatstunden wenig Zeit am Tage übrig habe, und wo die sogenannten Musestunden fehlen, da geht man mit einem schriftstellerischen Unternehmen mit um so größerer Schüchternheit zu Werke. Endlich suchte ich doch in den Abend- und Morgenstunden den Plan durchzuführen, und meine bei dem Vortrage vorliegenden Materialien zu ordnen und auszuarbeiten, in der Absicht, meinen Privatzuhörern dadurch ein vielleicht nicht ganz unnützes Handbuch zum herzlichen Andenken jener angenehmen Stunden zu überreichen. Um nun vorliegende Schrift etwas allgemeiner zumachen, so arbeitete ich sie nach einem freiern Plane aus, als es während des mündlichen Unterrichts der Fall seyn konnte, und daher nahm ich auch in derselben auf das Grammatikalische und Mechanische der Sprache wenig Rücksicht, weil das Wissen desselben bei reiferem Alter schon vorauszusetzen ist.

Außer diesem Gesichtspuncte leitete mich aber noch eine andere Absicht, bei der ich mir schmeicheln

darf, vielleicht auch noch Mehrern mit dieser Schrift nützlich zu werden. Es ist nämlich ein vergebliches Bemühen, Ungeübte in den sogenannten Styl-übungen befestigen zu wollen, wenn nicht mit diesen schriftlichen Versuchen eine theoretische Geschmacksbildung verbunden wird. Diese macht uns nach dem nothwendig vorauszuschickenden Grammatikal-Studium mit den allgemeinen Eigenschaften der Sprachschönheit bekannt, erörtert die verschiedenen Formen, in welche Prosa, Rhetorik und Poesie zerfallen und beschäftigt sich mit der Lectüre musterhafter Schriften, welche für die Sicherheit, Gewandtheit, Mannigfaltigkeit und Schönheit im Ausdruck bei eignen Ausarbeitungen nützlich sind. Diese theoretische Bildung sichert also gegen das unnütze und oft schädliche Hin- uud Herschwanken, dem vorzüglich die leselustige Jugend bei dem ästhetischen Bücherurtheile bald mehr, bald weniger unterworfen ist, daher wird letztere mittelst dieser Theorien zu Gunsten ihrer Zeit immer weniger Mißgriffe in der Wahl der zu lesenden Schriften machen, wobei endlich auch die Ausbildung des Stylisirens gewinnen muß. Streng genommen giebt es aber keine an sich bestimmten Regeln des Styls; denn könnte man

so geradehin jedem Individuum diese so wichtige Fertigkeit mittheilen; so würde jeder sich zum sprachfertigen Schriftsteller bilden können. So aber lassen sich blos allgemeine Grundsätze aufstellen, die mehr als linguistische Warnungstafeln für den schwankenden und sich noch verirrenden Geschmack anzusehen sind, als daß sie mächtig genug wären, auf directe Weise einem schon von der Natur hierinnen vernachlässigten Geiste zu dem Darstellungsvermögen eines geübten, genialen Schriftstellers zu verhelfen. Die Sprache, sey sie schriftlich oder mündlich, ist ja jederzeit Ausdruck des innern Menschen, und wo ließen sich Regeln auffinden, durch welche eine geistige Verarmung an der Fertigkeit des linguistischen Ausdrucks ersetzt werden könnte. In diesem Sinne giebt es demnach keine sogenannte Stylistik. Daß aber da die allgemeine Regel wenigstens leiten kann, wo im Innern Reichthum der Gedanken und ästhetisches Gefühl ohnehin schon vorhanden ist, das ist keinem Zweifel unterworfen, und so weckt eine solche Sprachkunde den geistigen Funken, reiniget und ordnet den Ideengang, macht das Urtheil sichrer, und wirkt auch analog auf die nach und nach zu erlangende und für das Leben so

wichtige Fertigkeit, sich richtig, verständig und schön auszudrücken.

Nebenbei folgen auch historische Angaben und Bemerkungen nicht nur über den Reichthum neuerer Geistesblüthen unserer Sprache; sondern auch über die schätzbaren Ueberreste altteutscher Dichtung, die jetzt aufs neue mit Eifer und Liebe aus dem Schoos der Vergessenheit hervorgezogen werden. Auch unser teutsches Alterthum hat mit den Griechen und Römern ein unvergängliches, ehrwürdiges Recht, von der jetzigen Nachwelt eine gleiche dankbare Anerkennung und Würdigung dessen abzuverlangen, was es uns in eigenthümlicher Teutschheit und Kraft im Niebelungen-Liede, in dem Heldenbuche u. s. w. hinterlassen hat. Die gegenwärtige Zeit erfüllt diese schöne Pflicht der Dankbarkeit gegen unsere guten Vorältern, und durch die rühmlichen Bemühungen eines Eschenburg, von der Hagen u. s. w. wird sich in balden in unsern Bücherschränken ein Cyklus altteuscher Classiker sammeln, auf die wir stolz seyn können. Auch ich konnte mich nicht der Verbindlichkeit entziehen, Einiges anzudeuten, was die Vorwelt uns aufbewahrt hat,

mehr hierüber kann der wißbegierige Patriot an der Quelle selbst nachsuchen.

Von diesen Standpuncten beurtheilt, erhält also dieses Handbuch eine ziemlich ausgedehnte Bestimmung, und dürfte dadurch auch für ein größeres Publikum, als anfangs berechnet war, dienlich seyn. Man wird mich benachsichtigen, daß ich gerade über diesen Gegenstande schrieb, der von so vielen schon so gründlich und meisterhaft bearbeitet wurde; alleine schon nach obigen Gründen hoffe ich auf Entschuldigung rechnen zu können, und warum soll man nicht auch schriftlich sein Scherflein zum Umtausche der Ideen über irgend einen Gegenstand beitragen dürfen, da im Leben es jedem vergönnt ist, den mündlichen Gedankenwechsel mit befördern zu helfen.

Nürnberg, den 8. Januar 1815.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Allgemeiner Theil.

§. 1. Sprache.
2. Sprachfähigkeit.
3. Sprachentwicklung.
4. Periodenweise Sprachentwicklung.
5. Muttersprache.
6. Mund — Stimme — Sprache.
7. Völkersprachen und Dialecte.
8. Vorrang der Sprachen und der Dialecte unter sich selbst.
9. Verschiedenheit der Sprachen.
10. Aehnlichkeit der Sprachen.
11. Cultivirte und uncultivirte Sprachen.
12. Lebende und todte Sprachen.
13. Sprache als Maasstab geistiger Bildung.

14. Schriftsprache oder Schreibekunst.
15. Entstehung derselben.
16. Schreibmaterialien.
17. Buchdruckerkunst.

II.

Besonderer Theil.

18. Bildsamkeit, Reichthum und Originalität der teutschen Sprache.
19. 20. Nachricht von den Teutschen und ihren ältesten Sprachalterthümern.
21. Nachricht von der teutschen Sprache unter Karl dem Großen.
22. Unter Ludwig dem Frommen.
23. Während der Kreuzzüge — Minnesänger.
24. Meistersänger.
25. Luthers Bibelübersetzung — Melanchthon — Erasmus — Camerarius — Celtes ꝛc.
26. Martin Opitz.
27. Schlesische Periode.
28. Gelehrte Gesellschaften.
29. Höchster Bildungsmoment der teutschen Sprache unter Wieland, Schiller und Göthe.

III.

Einleitung in die drei Hauptformen der Prosa, Rhetorik und Poesie.

30. Entstehung des Wortes Styl (Schreibart).
31. Bedingung einer richtigen und schönen Schreibart.
32. Die dazu nothwendigen Mittel.
33. Sinn und Gestaltung in der Darstelluug (Stoff und Form).
34. Verhältniß zwischen beiden.
35. Auswahl des Stoffes.
36. Abhängigkeit der Darstellungsgabe von den geistigen Anlagen im Menschen.

IV.

Prosaische Form.

37. Unterschied zwischen Prosa und Poesie.
38. Technische Vollkommenheit der Sprache.
39. — 42. Sprachrichtigkeit.
43. Deutlichkeit.
44. 45. Angemessenheit.
46. Vollständigkeit.
47. Reinheit.
48 — 52. Barbarismen.

V.

Eintheilung der prosaischen Formen.

53. Abhängigkeit derselben von der Eigenthümlichkeit menschlicher Verhältnisse.

54 — 56. a) Der Geschäftsstyl.

57 — 64. b) Der Briefstyl.

65. – – – – der Geschäftsbrief.

66. – – – – der Höflichkeits- oder Convenienzbrief.

67. – – – – der Empfindungsbrief.

68. – – – – der humoristische Brief.

69. – – – – der wissenschaftliche Brief.

70. – c) Der belehrende Dialog.

71. – d) Der Lehrstyl.

72. – – – – der populäre Lehrstyl.

73. – – – – der systematische Lehrstyl.

74. – – – – die Abhandlung.

75. – – – – das Compendium.

76. – – – – der Commentar.

77. – – – – die Kritik.

78. – e) Der historische Styl.
79. – – der natur=historische Styl.
80. – – der geographische Styl.
81. – – der geschichtliche Styl im eigentlichen Sinne.
82.–86. – – Specialgeschichte.
87. – – Universalgeschichte.
88. – – Geschichte des historischen Styls.

VI.

Wohlredenheit oder Rhetorik.

89. Ihre artistische Vollendung.
90. Rhetorische Würde.
91. Rhetorische Kraft und Stärke.
92. Rhetorische Einheit im Mannigfaltigen.
93. Der Contrast.
94. Die Neuheit.
95. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit.

VII.

Eintheilung der rhetorischen Formen.

96. Unterschied zwischen Rhetorik und rhetorischer Schreibart.

97. — 99. Antike und moderne Rhetorik.
100. 101. Verhältniß der Rhetorik zur Prosa und Poesie.
102. — 105. Einzelne Formen der Rhetorik.
106. — 111. Mechanische Anordnung einer Rede.
112. — 115. Die rhetorische Figur.
116. Der Wohlklang.
117. Historische Bemerkung über die Rhetorik.

VIII.

Poesie.

113. Im Allgemeinen.
119. Poetische Anmuth oder Grazie.
120. Das Naive.
121. Das Kühne.
122 — 125. Das Erhabne.
126. Das Wunderbare.
127. Das Komische.
128. Erklärung des Wortes Poesie.
129. Aesthetik.
130 — 31. Zweck der Poesie.
132. Auswahl des poetischen Stoffes.

IX.

Eintheilung der poetischen Formen.

133. Verhältniß des Stoffes aus der Form in der Poesie.
134.—137. Epische Dichtung.
138. 139. – – das Heldengedicht.
140. – – – die Romanze.
141. 142. – – die Legende.
143. – – – die poetische Erzählung.
144. – – – das Geschichtliche der epischen Dichtung.
145.—157. Dramatische Dichtung.
158.—162. – – das Trauerspiel.
163.—168. – – das Lustspiel.
169. – – – das Schauspiel.
170.—172. – – das Geschichtliche des Drama's.
173.—175. Lyrische Dichtung.
176. – – – Lied.
177. – – – – a) das religiöse.
178. – – – – b) das weltliche.
179. 180. – – Ode.
181. – – – Dithyrambe.
182. 183. – – Elegie.
184. – – – Heroide.
185. – – – Cantate.
186. – – – Sonett.

187. 188. Didactische Dichtung.
189. — — — Poetische Epistel.
190. — — — Didactische Satyre.
191. — 193. — — Geschichtliche Uebersicht.

X.

Vermischte Dichtungsarten.

194. — 198. Die Idylle.
199. Die beschreibende Poesie.
200 — 203. Der Roman.
204. Das Epigramm.
205. — 208. Die Fabel.

I.

Allgemeiner Theil.

1.

Nur dem Menschen allein ist es vergönnt, die innere Thätigkeit seines Geistes durch Worte auszudrücken, und sich andern mitzutheilen; und diese an jedem menschlichen Individuum wahrzunehmende, höchst wunderbare Erscheinung nennen wir Sprache. Sie ist die objective Vermittlerin unserer Subjectivität, die versinnlichende Darstellung des innern Menschen, die treue Verkündigerin menschlicher Denkkraft, und der von der Gottheit sanctionirte, absondernde Grenzstein zwischen der Thier- und Menschenwelt. *

* Joh. Gottfr. von Herder Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 2 Th. Leipzig 1812.

2.

Der Grund der Sprachfähigkeit hängt in jedem Menschen von dem körperlichen Wohlseyn seiner Hör- und Sprachorgane, besonders aber von den durch die Natur erhaltenen Anlagen seiner Ver-

standeskräfte ab. Sind die erstern von Natur ganz verwahrloßt und unbrauchbar; so muß alsdann die menschliche Kunst auf einem weit mühsameren Umwege sich den holden und lauten Klang der menschlichen Rede durch jene stille und weitschweifigere, höchst mühsame Zeichensprache der Taubstummen ersetzen. Oder wird die Vernunftfähigkeit früher oder später durch mancherlei Ursachen in ihrer Ausbildung gehindert; so erscheint auch die Sprache, als das Medium der Vernunft, als ein verwahrloßtes Kind. Beide also, Vernunft und Sprache, hängen in ihren Bedingnissen unzertrennlich von einander ab.*

* Samuel Heinike Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache. Hamburg 1778.

3.

Die Zeit der Sprachentwicklung ist bei der in allen Individuen so verschieden eintrettenden körperlichen und geistigen Ausbildungsperiode sehr ungleich. Im Allgemeinen liegt aber jeder geistigen Ausbildung des Menschen das Gesetz zum Grunde: daß, so wie im Menschen die Flamme des Bewußtseyns den Begriff von seinem Ich immer lebendiger erleuchtet, d. h.: so wie er verständiger wird, und sein eignes Selbst immer deutlicher einsieht, sich alsdann auch um so mehr seine Vernunft durch die

Sprache immer kräftiger ins Leben zu drängen sucht, wenn gleich diese Sprache im Kinde anfangs mehr durch ungeregelte und gesticulirte Zeichen, arm und einfach, und dem bis jetzt errungenen Grade der Vernunftentwicklung gemäß erscheint.

4.

Es findet überhaupt im Menschen eine periodenweise Sprachentwicklung statt. Anfangs spricht das Kind gleichsam mehr mit den Händen; denn was es mit dem Munde noch nicht hörbar zu versinnlichen vermag, das überläßt es diesen nach auffallenden Merkmalen der Sinnenwelt strebenden Berührungswerkzeugen. Späterhin hört man einzelne, unvollkommene Laute und Töne, die nach und nach Form gewinnen, und durch das Nächstliegende und Sinnlichste erregt und geübt werden. Von da geht diese junge Sprache nach und nach zu einzelnen Sylben über, die das Kind auffängt und nachlallt, und die ihm zur Vorübung dienen, um in baldeu das Wort und zwar zuerst das einsylbige, hernach zweisylbige u. s. w. aussprechen zu lernen. So wie nun das Kind sein Sehvermögen an denjenigen Gegenständen übt, die im Kreise der Sinnenwelt ihm zunächst liegen, eben so verhält es sich auch in der Sprache. Zu solchen Hauptwörtern (substantiva) geht es über, welche in seinen nächsten Umgebungen als

anschauliche und sinnenreitzende Begriffe vor ihm daliegen. Der in der Kunst des Reflectirens sich übende Verstand des Kindes faßt alsdann späterhin irgend Ein Merkmal oder Eine Eigenschaft an dem schon mit ziemlicher Geläufigkeit ausgesprochenen Objecte auf, und so geht die Sprache auch hier vom Hauptworte zu solchen Eigenschaftswörtern (adjectiva) über, welche Eigenschaften der Sinnenwelt z. B. der Farbe, des Geschmacks u. s. w. bezeichnen. So wie sich endlich im Kinde sein Begehrungsvermögen oder der Wille immer kräftiger und thätiger ausspricht; eben so wird das Kind auch immer stärker zur Freiheit des Handelns angetrieben. Daher findet auch in der Sprache der Uebergang von den Eigenschaftswörtern zu Redewörtern (verba) statt, welche eigentlich richtiger Handlungswörter genannt werden dürften. An diese schließen sich nun späterhin die übrigen Redetheile, als Umstandswörter (adverbia), Bindewörter (conjunctiones) ꝛc. ꝛc. an; die aber schon einen feinern, geübtern Tact in der Verbindungskunst der Gedanken, einen ziemlichen Reichthum von Ideen voraussetzen. Auf diese Weise wird der Verstand immer geübter, mittelst der Sprache das Gedachte auszudrücken, die verschiedenen Merkmale an einem Objecte aufzuzählen, zu ordnen, und so fort als ein Ganzes zusammen zu greiffen oder zu verbinden, wie der Aus-

druck Begriff diese Handlung sehr passend anzeigt. So werden dann Begriffe mit Begriffen verbunden, späterhin aus mehreren Begriffen Sätze gebildet, und endlich in reiferen Jahren aus mehreren Sätzen Perioden gebaut. So ergießt sich also dieser Anfangs so kleine, geistige Quell in stets sich erweiternden Ufern immer kräftiger, lebensvoller dahin, und es wiederholt sich also an jedem Kinde bis zum Erwachsenen die alte und wichtige Bildungsgeschichte der Sprache, so wie sie uns die Sprachgeschichte aller Nationen von jeher überlieferte.

5.

Durch den jedem Menschen angestammten und durch seines Gleichen angeregten und genährten inneren Trieb, sich nach und nach in Worte auszudrücken, und andern seine Gedanken und Ideen mitzutheilen, kommt jedes menschliche Individuum zu dem schönen Besitz der lieben Muttersprache, die uns als ein unverlierbarer auf dem heimathlichen Boden gewonnener Erwerb über alles lieb und theuer seyn muß.

6.

Das Mittel, wodurch jede hörbare Sprache als ein akustisches Kunstwerk sich uns sinnlich darstellt, ist der Mund mit seinen dazu gehörigen Sprachorganen. Die thierische Natur im Menschen bringt zwar den Menschen der Thierwelt sehr nahe; allei-

ne, wenn sie gleich den Mund als Mittel zur Befriedigung thierischer Zwecke gebraucht; so entschädigt gleichsam des Menschen geistige Natur dieses sinnliche Werkzeug hinlänglich, indem sie diesen zugleich als das Mittel geistiger Mittheilung gebraucht. Die Möglichkeit der durch den Mund hervorgehenden Stimme (vox) beruht auf folgender natürlichen Einrichtung. Die Luft wird aus der Lunge herausgestossen, und geht alsdann durch die Stimmritze (glottis) des Luftröhrenkopfes (laryn), welches den Schall oder die Stimme verursacht: damit nun die Stimme begliederte oder articulirte Töne erzeuge; so muß die Zunge in mannigfaltigen Modulationen die Wände des Mundes schlagweise berühren, wodurch die eigentliche Sprache (loquela) oder das hörbare Tauschmittel unserer Ideen entsteht. So ist dieser Mund also das wichtige Instrument, wodurch die Töne menschlicher Sprache nach verschiedenen Modulationen der Höhe und Tiefe abgespielt werden; und nur derjenige wird in der Jugend richtig und schön darauf spielen lernen, dem regelgemäß vorgespielt wird.

7.

Diese Spielweise ist nach Lage der Länder und nach dem auf Sprachentwicklung höchst wichtigen Einflusse des Klimas, der Erziehung, der Sitten,

der Gewohnheiten und der Religion bei einem jeden Volke verschieden, wodurch die unter sich so verschiedenartigen Völkersprachen entstehen. Selbst in jeder einzelnen Volkssprache finden sich wieder Abänderungen und Verschiedenheiten in gewissen Gegenden und Provinzen dieses einzelnen Volkes, die man Dialecte nennt.

8.

Die Frage: „Wer spricht unter diesen verschiedenen Sprachen und Dialecten am besten?“ läßt sich nicht mit dem bekannten Satze: „De gustibus non est disputandum, d. h. „das Wohlgefallen unterwirft sich keiner Regel“ abweisen; denn für jede gebildete Sprache ist ein Maasstab vorhanden, wornach ihr Werth oder der Grad ihrer linguistischen Brauchbarkeit und Schönheit sich bestimmen läßt. Will daher mancher Patriot die Sprache eines fremden Volkes oder einen fremdartigen Dialect nicht für vorzüglicher als seine eigne Muttersprache oder seine eigne provinzielle Aussprache anerkennen; so liegt zuweilen die Ursache dieser Zurücksetzung mehr in einer mißverstandenen, jedoch oft auf Dankbarkeit beruhenden Anhänglichkeit an allen dem, was die geliebte Heimath hervorbringt, als eigentlich in einem an sich unrechtlichen Widerwillen gegen das Bessere. So

wie man aber den melodischen Ton einer geregelten und gebildeten Musik lieber hört, als das disharmonische, heischere Tongeschrei ungebildeter, roher Völker, eben so wird auch eine Sprache vor andern Sprachen Vorzüge haben, je melodischer sie uns anspricht; je wohlgeordneter sie in Rücksicht ihrer grammatikalischen Zergliederung als ein systematisches Ganze sich ankündigt; je mehr sie poetischer Darstellung fähig ist, und je treffender und genauer sie sich überhaupt zu einer philosophischen Sprache eignet. Eben so wird auch derjenige Dialect unter seinen variirenden Mitbrüdern ohne Zweifel der bessere seyn, welcher mit den Sprachregeln und mithin auch mit dem Grammatikal-Styl am meisten übereinkommt; daher die Richtigkeit des Grundsatzes: Sprich, wie du schreibst.

9.

Daß die Sprache Eines Volkes im gleichen Grade musikalische Weichheit, systematische Correctheit, philosophischen Scharfsinn und poetischen Geist in sich vereinige, ist so wenig möglich, als Ein Volk in allen diesen Attributen gleich vollkommen zu finden. So näherte sich die griechische Sprache am meisten dem Wohlklange der Poesie, und die römische hatte schon einen härteren, logischen und mehr rhetorischen Character, die teutsche eignet sich neben

poetischer Classicität vorzüglich zu philosophischen Darstellungen, während die italienische Sprache mehr musikalische Weichheit und Lieblichkeit athmet.*

Die Verschiedenheit der Sprachen unter einander ist in der Geschichte nachzusuchen, und beruht in den mannigfaltigen Spaltungen und Wanderungen des Urvolks der ersten Menschheit. So wenig die nach und nach immer sich vermehrende Menschengesellschaft auf ein und demselben Boden, unter einem und demselben Klima länger fortleben konnte, und dem leitenden Laufe der Flüsse folgend, ein fremdes Land, einen fremden Himmel mit der Heimath vertauschen mußte: eben so konnte die Sprache sich nicht in ihrer alten Urgestalt erhalten: sie veränderte sich nach und nach mit den neu- angewohnten, fremden Sitten in eine fremde Zunge, gleich der Pflanze, wenn sie auf fernen, ungewohnten Boden versetzt wird. „Alle Welt, sagt die Genesis, „hatte einerlei Zungen und Sprache. Da sie nun „zogen gegen Morgen, fanden sie ein eben Land im „Lande Sinear, und wohnten daselbst. Und sie spra„chen unter einander: Wohlauf! Lasset uns Ziegel „streichen und brennen, und sie nahmen Ziegel zu „Stein und Thon zu Kalk. Und sie sprachen: Wohl„auf! Lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, „des Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir „uns einen Namen machen; denn wir werden viel-

„leicht zerstreuet in alle Länder. Da fuhr der Herr „hernieder, daß er sähe die Stadt und den Thurm, „den die Menschenkinder bauten. Und der Herr „sprach: Siehe, es ist einerlei Welt und einerlei „Sprache unter ihnen allen, und haben das ange„fangen zu thun; sie werden nicht ablassen von al„lem, das sie fürgenommen haben zu thun. Wohl„auf! Lasset uns herniederfahren, und ihre Spra„che daselbst verwirren, damit keiner des andern „Sprache vernehme. Also zerstreuete sie der Herr „von dannen in alle Länder, daß sie mußten auf„hören die Stadt zu bauen.

* Joh. Gottfr. v. Herder, Geist der hebräischen Poesie 2 Th. 1782.

Fr. Bouterwecks Aesthetik. Leipzig 1806.

10.

Zwischen ein und der andern Sprache finden sich aber auch Aehnlichkeiten, die theils auf historischen Gründen, auf Völkervermischung, theils auch auf der vielen Völkern gemeinsamen Analogie der menschlichen Denkweise beruhen. So hat die teutsche Sprache sehr viele Aehnlichkeiten mit der dänischen, norwegischen, schwedischen, holländischen, isländischen und englischen. Ja selbst die griechische, lateinische und sogar persische Sprache hat im Vergleich mit der teutschen so manches ähnliche Wort aufzuweisen.

11.

Die Sprachen theilen sich in Rücksicht des Grades ihrer Ausbildung in cultivirte und uncultivirte. Die erstern sind fähig, nicht nur alle innern und äussern Angelegenheiten des Menschen in die Darstellung der Sprache zu bringen; sondern auch durch prosaische, rhetorische und poetische Formen ihre Richtigkeit, Bildsamkeit und Schönheit zu erweisen. Die uncultivirten Sprachen hingegen gründen sich auf die Uncultur des Volkes, und verrathen eine Armuth an Wörtern, eine Beschränktheit des Ausdruckes, und sind für die höhere Darstellung der menschlichen Rede beinahe ganz vernachlässiget, wenn gleich ihnen nicht selten Kraft und Stärke im höhern Grade eigen ist.

12.

In historischer Rücksicht zerfallen die Sprachen in lebende und todte. Eine lebende Sprache wird von einem noch existirenden Volke gesprochen und geschrieben; z. B. die teutsche, französische u. s. w. und sie unterliegt mit der geistigen Ausbildung und mit der politischen Verfassung dieses Volkes gleichem Schicksal. Todt hingegen ist eine Sprache, die von keinem Volke mehr gesprochen noch geschrieben, und nur noch in Schriften angetroffen wird. Unter den todteu Sprachen hat die griechische und lateinische

Sprache die höchste Vollendung, denn beide sind schätzbare Ueberreste zweier Völker, die im Alterthum auf der höchsten Stufe menschlicher Kultur standen, daher sie auch wegen ihrer hohen Classicität und wegen ihrer Brauchbarkeit zur Verständigung gelehrter Schriften den Namen gelehrte Sprachen erhielten.

13.

Jede Sprache ist also ein sicherer Maasstab der geistigen Bildung einzelner Menschen, so wie ganzer Völker. Die geistige Armuth und der noch rohe Character des Eskimos oder der Kamtschadalen wird sich in ihrer Sprache genau nachweisen lassen; während der gesetztere, gebildetere und tiefdenkendere Teutsche in seiner Sprache sich eben so gewiß auffinden läßt, als der leichter dahinschwebende und für die Tiefen des Denkens weniger empfängliche Franzose in der Volubilität der seinigen. Je gebildeter daher die Sprache eines Volkes ist, desto höher steht selbiges auf der Stufe geistiger Veredlung, und dieser Schluß, angewandt auf das teutsche Volk, läßt behaupten, daß dieses jetzt gewiß auf seiner höchsten Bildungsstufe sich befindet, da seine Sprache, so zu sagen, ihr goldenes Zeitalter erreicht hat. Was wir ohne Sprache wären, läßt sich eigentlich gar nicht denken. Ohne sie gäbe es gar keine Menschheit, wenn gleich die Indivi-

duen menschliche Gestalt hätten; und eine Welt solcher stiller, sprachloser Wesen müßte die Bestimmung des Thieres beneiden, welches mit seinem thierischen Geschrei glücklicher an seinem Platze stände, als jene hilflosen Stummen. Was also in geringerer Bedeutung das Geld nach und nach für den schnelleren und bequemeren Verkehr des Handels wurde, das war von jeher und bleibt immerhin die Sprache für den Umtausch der Ideen. Sie hatte demnach von jeher den rühmlichsten Antheil an der intellectuellen Bildungsgeschichte des Menschen gehabt, und kein Emporkeimen und Vervollkommnen irgend einer Fertigkeit, Wissenschaft und Kunst ließe sich ohne dieses zauberische Band denken, wodurch die Gedankenfähige Menschheit so eng und schön sich untereinander verkettete.

14.

Als die menschliche Wörtersprache aber nach ihrer einmal erstandenen Urbildung sich immer mehr zu einer bestimmteren und lebensvolleren Form entwickelte; so wußte die menschliche Erfindungskraft sogar jene wunderbare Kunst hervorzubringen, die durch hörbare Worte ausgedrückten Gedanken auf Tafeln oder irgendwo anders mittels gewisser Zeichen einzugraben oder hinzumahlen, wodurch nicht nur der im Innern des Menschen erzeugte, unsichtbare Gedanke dem Auge sichtbar hingefesselt; son-

dern auch Abwesenden oder Späterlebenden mitgetheilt werden konnte, und so entstand die Schriftsprache oder die Schreibekunst. Keiner menschlichen Erfindung haben wir wohl mehr zu huldigen und zu danken als dieser Gedankenkünstlerin, denn durch sie wurde der Ideentausch noch mehr befördert und erleichtert; durch sie wurde unendlich Vieles an wichtigen Begebenheiten, nützlichen Kenntnissen, Weisheitslehren und Wissenschaften dem Schooße der Vergessenheit entrissen und der fernsten Nachkommenschaft aufbewahrt; so daß wir in unserer Ausbildung ohne sie gewiß nicht das geworden wären, was wir jetzt wirklich sind.

15.

Die Schreibekunst hat wahrscheinlich der eigentlichen Kunst und diese wiederum der Natur ihr Daseyn zu verdanken. Eine gewisse Sehnsucht, manches liebgewonnene Gut sich noch länger zu vergegenwärtigen und zu erhalten, mochte den Menschen zum künstlichen Nachbilden angereitzt haben. Der klare Bach, der treue wiedergebende Spiegel eines See's verleitete ihn vielleicht am ersten zu diesem Versuche; oder er übte sich an dem farbenlosen Spiele des Schattens, den er im Sande oder am Felsen nachzeichnete, und so entstand die Zeichenkunst. Da nun bei den urältesten und ungebil-

dessten Völker dieser kunstliebende Bildungstrieb nicht vermißt wird, indem auch das roheste Volk es versucht, so viel wie möglich alles zu versinnlichen und unter eine anschauliche Form zu bringen; so haben die Menschen endlich auch den Versuch gemacht, ihre Gedanken sinnlich nachzuzeichnen, und so entstand eine sichtbare Formensprache. Sie bestand anfangs, wie die Geschichte lehrt, aus Bildern; und zwar meistens aus Thierbildern, womit sie die Eigenschaften, Tugenden und Laster der Menschen und andere abstracte Begriffe schilderte; denn der damals seinem Denkvermögen nach, noch sehr sinnliche Mensch bedurfte auch sinnliche auffallende Charactere, durch welche die Gedanken entziffert werden sollten. Dieß geschah anfangs durch die Bilderspracbe oder Hieroglyphik der Alten (von ἱερὸς heilig, und γλυφω, scalpo hineingraben), wodurch man verschiedene Dinge oder Begriffe durch eine einzige Figur vorstellte, welche man noch an den Denkmählern der grauesten Urwelt findet, und die als ein beinahe unauflößbares Räthsel das Dunkel der alten Mythenzeit seit Jahrtausenden verschließt.* Die Hie-

* Essai sur les Hieroglyphes des Egyptiens, où l'on voit l'origine, et les progrès du langage et de l'écriture et l'antiquité des sciences en Egypte. Par Leonard du Malpeines avec des observations de Mr. Freret. Paris 1744.

roglyphen der Aegyptier sind bekannt, und schon von so vielen Reisenden aufgesucht worden, wenn gleich ihre Bemühungen für die Enthüllung dieser geheimen Zifferschrift meist nutzlos blieben. *

* Von dieser Bilderschrift rührt auch die Kürze, kindliche Einfalt, aber auch Kraft in der Sprache der Urwelt, daher die bildlichen, aber auch starken und oft sinnreichen Ausdrücke der morgenländischen Sprachen. Z. B.

1 Mos. 49. 9. Juda ist ein junger Löwe, du bist hoch kommen, mein Sohn, durch groſe Siege; er hat niedergeknieet und sich gelagert, wie ein Löwe und wie eine Löwin, wer will sich wider ihn auflehnen?

a. a. O. Dann wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige, und das Pferd in die Fersen beissen, daß seine Reiter zurückfalle.

a. a. O. 27. Benjamin ist ein reissender Wolf, des Morgens wird er Raub fressen, aber des Abends wird er den Raub austheilen.

5 Mos. 33, 17. Seine Herrlichkeit ist wie ein erstgeborner Ochse, und seine Hörner sind wie Einhörners Hörner, mit denselben wird er die Völker stoßen zu Hauff bis an des Landes Ende.

4 Mos. 23, 24. Siehe, das Volk wird aufstehen, wie ein junger Löwe, und wird sich erheben, wie ein Löwe; es wird sich nicht legen, bis es den Raub fresse, und das Blut der Erschlagenen sauffe.

Hiob 26, 8 bis 13. Er fasset das Wasser zusammen in seine Wolken, und die Wolken zerreissen darunter nicht. Er hält seinen Stuhl, und breitet seine Wolken davor. Er hat um das Wasser ein Ziel gesetzet, bis das Licht sammt der Finsterniß vergehe. Die Säulen des Himmels zit-

tern

tern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestümm, und vor seinem Verstande erhebet sich die Höhe des Meeres. Am Himmel wird's schön durch seinen Wind, und seine Hand bereitet die gerade Schlange.

Späterhin gieng diese höchst mühsame, zu wenig genau bezeichnende und unbequeme Schreibart zu einfacheren, gleichsam abstracteren Characteren über, nämlich zu den Buchstaben; aber auch diese verminderten sich, und wer sollte es glauben, daß aus der Erfindung unsers heutigen, einfachen Buchstabensystems so bewundernswürdige Meisterwerke des Geistes hätten zusammengesetzt werden können. So ist also die Schrift ein unschätzbares Geschenk, welches schon von den Alten anerkannt wurde, denn die Geschichte aller Zeiten und Völker erhält noch immer die Namen der ersten Lehrer dieser Kunst z. B. eines Taaut's, Cadmus oder Evander's * im dankbaren und rühmlichen Andenken.

* Evander tum ea, profugus ex Peloponneso, auctoritate magis, quam imperio, regebat loca: venerabilis vir miraculo literarum, rei novae inter rudes artium homines etc. Livius I. c. 7.

16.

Das Schreibmateriale der Alten war verschieden. Die ältesten Schreibmaterien waren Steine und Ziegel, dann Baumrinden, Palmblätter, Holz

Wachs, Erz, Elfenbein, und späterhin schrieb man auch auf Papier, welches aus der ägyptischen Staude Papyrus zubereitet wurde. Auch war schon in jenen alten Zeiten der Gebrauch des Pergaments bekannt; aber das aus Lumpen verfertigte Papier ist eine Erfindung neuerer Zeit aus dem vierzehnten Jahrhundert. Auf Stein und Erz schrieb man vorzüglich deswegen, um das Geschriebene um so gewisser der Nachwelt aufzubewahren. Schrieb man auf Wachstafeln (tabulae ceratae), so bediente man sich eines Stiftes oder Griffels, welcher an dem einen Ende spitzig zulief, und an dem andern eine zum Gleichmachen des Wachses nöthige platte Form hatte, um das falsch Geschriebene wieder auszustreichen. Dieses Instrument hieß Stylus, daher die Ausdrücke: stylum vertere, den Griffel umwenden, verbessern oder corrigiren, eine andere Schreibart annehmen, und stylo abstinere, das Schreiben unterlassen u. s. w. Papier oder Pergament wurde mit einem Rohr, unsern Federn gleich, beschrieben, die man ebenfalls in Tinte tauchte. Späterhin und heut zu Tage versteht man unter dem Worte Styl die Art und Weise, wie sich jeder nach den Gesetzen der Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in einer Sprache auszudrücken vermag, daher heißt es: Er schreibt einen guten oder schlechten Styl.

17.

Die menschliche Erfindungskunst gieng endlich noch außer der Schreibekunst so weit, daß sie in weit kürzerer Zeit und auf eine weit dauerndere Weise die menschlichen Gedanken zu versinnlichen und beinahe für immerwährende Zeiten aufzubewahren wußte, und dieß wurde möglich gemacht durch die Erfindung der Buchdruckerkunst von 1440 — 1445 zu Mainz und Straßburg durch Guttenberg und Faust. Schon vor dieser war die Formschneidekunst bekannt, wodurch Bilder, Spielcharten u. s. w. abgedruckt wurden. Schon hatte man Thiere und Pflanzen in hölzerne Tafeln geschnitten, und durch diese Holzschnitte vorzüglich der Kunst überhaupt als auch der Naturwissenschaft genützt.*

Endlich ersann man die Möglichkeit, Buchstaben in Tafeln einzuschneiden, und mit diesen unbeweglichen Lettern Gedanken auszudrücken. Alleine dieser Erfindung sah man bald ihr Unvollkommenes ab, und verbesserte sie durch die Einrichtung beweglicher Lettern so ungemein, daß mit einer außerordentlichen Schnelligkeit das Geschriebene nachgedruckt werden konnte**. Durch sie konnten alle Werke des menschlichen Wissens als bleibende Denkmäler für die Gegenwart und Nachkommenschaft dauernder und mit mehr Richtigkeit als durch die Schreibekunst aufbewahrt werden; durch sie wurde jetzt um

so mehr der menschliche Fleiß angereitzt, die wissenschaftliche Verlassenschaft der Vorwelt aus den stillen Winkeln der Klöster hervorzusuchen, und sie dem Drucke zu übergeben, und so wurde diese Kunst das schätzbare Mittel, alles Wissenswerthe zu einem öffentlichen Gemeingut zu machen, und die bisher in wissenschaftlicher Dumpfheit dahinlebende Menschheit in die weiten Hallen der geistigen Aufklärung einzuführen.

* Tractatus de animalibus et lapidibus (von Jac. Meydenbach) sine loco et anno, (mit einem menschlichen Skelet.)

Joh. de Katham fasciculus medicinae. Venet. 1500; (mit splanchnologischen Zeichnungen)

Hortus sanitatis s. de herbis ac plantis, sine loco et anno; (mit botanischen Zeichnungen).

** J. G. Breitkopf Versuch, den Ursprung der Spielcharten ꝛc. zu erforschen. Leipzig 1784. 4.
Histoire de l'imprimerie, 9 à la Haye 1740. 4.

II.

Besonderer Theil.

18.

Unter den europäischen Sprachen behauptet die teutsche einen vorzüglichen Rang, denn sie hat außer ihrer grammaticalischen Richtigkeit und Reinheit unendlich viel Bildsamkeit, Reichthum,

Originalität und Universalität. Die Bildsamkeit besteht in dem Vermögen, die mannigfaltigsten, Verstandesgemäßen Wortbildungen, theils durch die Umendungs- und Ableitungssylben, theils auch durch die sinnreichsten Zusammenschmelzungen mehrerer Wörter zu Einem Begriff zu vermitteln, ein Vermögen, welches wenige Sprachen in einem so hohen Grade mit der teutschen gemein haben. Durch dieses Bildungsvermögen wird nun der Reichthum der Sprache begründet, der es möglich macht, daß die Sprache mit ihrer unerschöpflichen Wortfülle Schriftstellern aller Art zu Gebote steht. Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und Dichter liefern die augenscheinlichsten Belege, mit welchem Glücke und zu welcher Würde sich hierinnen die teutsche Sprache seit den ältesten Zeiten bis auf den jetzigen Moment hinaufgearbeitet hat, und sie zeigt sich in den genialischen Werken teutscher Schriftsteller als eine herrliche, reich- ausgestattete Blüthe menschlicher Geistesvollendung. Eben so ist auch die teutsche Sprache originell d. h. eine Ursprache; sie ist nicht ein Gemisch aus fremden Zungen, sondern sie steht frei und lauter als ein unverdorbenes, vaterländisches Gewächs auf altem, teutschen Boden. Ihre Universalität zeigt sich in der Eigenthümlichkeit, den Geist anderer Sprachen mit gleichem Glücke und gleicher Genialität wieder zu ge-

ben; und so erscheint sie verhältnißmäßig bald in dem gefälligen, heitern Gewande der Griechen, bald in der Würde und dem Ernst der Römer, bald in der Leichtigkeit der Franzosen, oder in der Zartheit und Wärme des Italieners.

19.

Diese classische Würde, diesen genialischen Aufschwung errang sich die teutsche Sprache nicht erst seit Kurzem; sondern es ist ein Werk vieler vorangegangenen Zeiten, welches aus ihrem geschichtlichen Umrisse hervorleuchtet. Unsere Sprache ist germanischer oder teutscher Abkunft. Wie und woher sie sich so und nicht anders auf teutschem Boden entwickelte, bleibt den gelehrten Deductionen einer höheren, kritischen Sprachgeschichte überlassen. Den Ursprung der Teutschen selbst leitet man sehr verschieden ab. Bald sind Scythen, bald Celten, ja sogar Perser die Stammväter derselben. Nach der Meinung sehr competenter Richter ist der Ursprung dieser Nation an die Nordküste des Pontus Euxinus oder an das schwarze Meer zu setzen, welche Behauptung sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, und der die meisten Geschichtschreiber beistimmen. — Diese Festsetzung am schwarzen Meere war, wie bei allen Völkern Europens, die Folge eines weit früheren Aufbruchs aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts.

Unter dem Thuist oder Thuisk, auch Teut gieng dieser Aufbruch vor sich, und nach diesem Anführer nannte sich das Volk Thuisten, Thuisken, Teutonen und nachher Teutsche. Von da zogen sie südlich und westlich, und späterhin auch nördlich noch tiefer in das Innere von Europa, und so gründete diese in mehrere kleine Völkerstämme vereinzelte Völkermasse, zwischen der Weichsel, dem Rhein, der Donau, der Ost- und Nordsee, das alte Germanien oder Teutschland, und dorthin verpflanzte sich auch ihre ungeborgte, eigenthümliche, originelle Ursprache. *

* Schlözers nordische Geschichte; Antons Uebersetzung des Tacitus und Mannerts alte Geographie.

20.

Der Urcharacter der teutschen Nation war der nämliche, wie er sich in uncultivirten Weltgegenden noch heut zu Tag vorfindet, nämlich nomadisch. Dieses einfache, von aller Civilisation entfernte, aber freie Leben ist für die Sprach-Geschichte ein unüberwindliches Hinderniß, weil die Urgeschichte des Volkes selbst und somit auch seine eigentliche Ursprache uns verschleiert bleibt. Der getreue Buchstabe der Schrift überliefert uns von unsern Vätern nichts, weil sie denselben nicht kannten. Nur durch den Römer, unsern ehmaligen, alten Feind, lernen wir den Teut-

schen etwas kennen; mehr haben wir nicht, als was dieser, zuweilen partheiliche Gegner uns überliefert, und die Nachrichten der Griechen sind oft noch weniger zuverlässig als die römischen Quellen a). Wenn gleich dieses einförmige Nomadenleben für die Geschichte wenig oder gar nichts Fruchtbringendes hat, und mit dem einzigen Worte Krieg hingezeichnet werden kann; so hat doch so manche Urgeschichte eines Volkes, so arm es auch an eigentlichen, historischen Momenten seyn mag, zuweilen eine Mythengeschichte aufzuweisen, aus welcher seine aufkeimende, kindliche Jugend hervorleuchtet, und die der philosophische Geschichtsforscher benützen kann, um aus dieser dunklen Hülle allgemeine historische Wahrheiten belehrend zu entwickeln. Aber auch in dieser Rücksicht ist in der teutschen Geschichte wenig auf uns gekommen, und dieses Wenige ist nicht immer haltbar unter dem scharfen Messer der Kritik. Denn da der Teutsche erst so spät mit der Schrift bekannt wurde; so mußten seine mündlichen Volkstraditionen durch die Länge der Zeit theils verlohren gehen, theils auch nach und nach sehr entstellt werden. Aus ihren Eichenhainen erklang so manches alte, heilige Lied in dem Munde der Barden; ihre Töne aber verhallten in der langen Reihe von Jahrhunderten, und so hat also unsere Sprache von diesen ehrwürdigen Heldengesängen der grauen Vor-

welt nichts aufzuweisen. Diese Zeit der historischen Dunkelheit in Rücksicht der Sprache dauert bis auf die Völkerwanderung. Wie durch den Aufbruch mehrerer asiatischen Völkerstämme, die sich nach Europa warfen, in diesem Welttheile eine große Völkervermischung bewirkt wurde, eben so wahrscheinlich haben sich die Sprachen, und also auch die teutsche, von dieser Vermengung gewiß nicht rein erhalten können; es wird aber immer eine vergebliche Bemühung bleiben, die Art und Weise dieser Sprachveränderungen bei dem Mangel schriftlicher Quellen auffinden zu wollen. Wahrscheinlich ist der Suevisch-Germanische der älteste Dialect, da die Sueven ein so ausgebreiteter und geachteter Stamm waren, so daß im Julius Caesar andere Stämme von ihnen sagen: ne dii immortales pares esse prossint. Allein von dieser Mundart ist beinahe gar nichts mehr aufzuweisen. Späterhin ließen sich auch die Gothen in Mösien (der jetzigen Wallachei) und in Pannonien nieder, ein teutsches Volk, welches vorher an der Weichsel Kolonien absetzte; nachher aber unter dem Namen Westgothen nach Spanien zog. Von diesem teutschen Volke haben wir das älteste Ueberbleibsel der teutschen Sprache, indem nämlich der gothische Bischof Ulphilas ohngefähr um das Jahr 365 bis 370 dieses Volk nicht nur mit einer Schrift-

sprache versorgte; sondern sogar die Evangelisten ins Gothische übersetzte b), wovon drei Ausgaben vorhanden sind. Wahrscheinlich aus dem siebenten Jahrhundert ist auch die fränkische Uebersetzung von der Schrift des spanischen Bischofs Isidors, von der Geburt des Herrn, obgleich der Uebersetzer selbst unbekannt blieb. Desgleichen findet sich auch aus dem achten Jahrhundert eine Uebersetzung der Regel des heil. Benedicts von einem Mönch zu St. Gallen Kero. Beide Schriften sind in Schilter's Thesawrus aufgenommen c). Hieher gehört noch die Abschwörungsformel (abrenunciatio Diaboli) wahrscheinlich von 743; ferner ein merkwürdiges Fragment eines alten Romans, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts; ingleichen die Uebersetzung eines lateinischen Psalters, die auch bei Schilter nnd Eckard aufgenommen sind ꝛc. d). Vielleicht nicht ohne Einfluß für die Sprache war die Sammlung von Rechtsgewohnheiten der Saalfranken (leges salicae), die 422 von vier gelehrten Franken Windogast, Bodogast, Salogast und Wisogast in fränkischer Mundart besorgt; aber erst späterhin in das Lateinische übersetzt wurde. Eben so verhält es sich mit den sächsischen Gesetzen (Saxonum leges), die gegen Ende des fünften Jahrhunderts wahrscheinlich in teutscher

Sprache erschienen, hernach aber in die lateinische übersetzt wurden.

a) Caj. Jul. Caesar in seinen Commentariis de bello Gallico lib. VI.

Pomponii Melae Cosmographia s. de situ orbis libri III.

Caji Plinii Sec. Historiae naturalis libri XXXVII.

Caj. Corn. Tacitus de situ moribus et populis Germaniae.

L. Antonii Flori Epitome de gestis Romanorum.

Velleji Paterculi hist. Roman. libri III.

Strabo rerum Geographicar. lib. XVII.

Claudii Ptolemaei Γεογραφικης ὑφηγησεως β. VII.

Dio Cassius Coccejanus in seiner historia Romana.

b) Ulphilas gothische Bibelübersetzung ꝛc. vom Prediger Johann Christian Zahn. Weißenfels 1805.

c) Schilteri thesaurus antiquitatum Teutonicarum. Ulm. 1728.

d) J. G. Eckhardt de rebus Franciae orientalis. Würzburg 1729. 2.

K. G. Rößig Alterthümer der Teutschen. Leipz. 1797.

Friedrich Bouterweck Geschichte der teutschen Poesie und Beredsamkeit. 9ter Band. Götting. 1812.

F. B. Hummel Compendium der teutschen Alterthümer. Nürnberg 1788.

C. Meiners Beiträge zur Geschichte der Sitten und Gebräuche der ältesten Teutschen ꝛc. Götting. hist. Mag. Bd. I. St. 1 u. 2.

K. Mannerts Geographie der Griechen und Römer 3r Theil, welcher von Germania handelt. Nürnberg 1792.

D. Anton Geschichte der Teutschen. Leipz. 1793.

Michael Ignaz Schmidt's Geschichte der Teutschen. Ulm 1778 — 1783. 5 Th.

Bragur. Literärisches Magazin der teutschen und nordischen Vorzeit 1r Bd. von Boekh und Grätter 1791. 2r Bd. 1792. 3r Bd. 1794.

Die Gesetze der teutschen Völker in den Sammlungen von Herold, Lindenbrog, Georgi, Canciani ꝛc.

21.

Erst Karl des Großen thätiger Geist verbesserte die teutsche Sprache eben so kräftig, als sein mächtiges Schwert Teutoniens Grenzen erweiterte und bewachte. Er war der eigentliche Reformator des fränkisch-teutschen Dialects, aus welchem unser Oberteutsch sich bildete. Zugleich gründete er auch viele wissenschaftliche Einrichtungen, die durch seine thätigen und strengen Bemühungen von dem besten Erfolge waren. Er benützte England, ein Land, welches damals in der Cultur vor vielen andern Ländern in Europa höher stand, und woher er sich Gelehrte und mit diesen Wissenschaften für den teutschen Boden kommen ließ. Auf den geistlichen Rednerstühlen mußte teutsch geprediget werden; in den Schulen fieng man an, die Jugend

genauer mit der Mutterſprache bekannt zu machen; er benannte die Monate und Winde mit teutſchen Namen a), errichtete eine Hofakademie, bei der er ſelbſt unter dem Namen David Mitglied war; und haben wir außer den Bardengeſängen, von denen er eine Sammlung veranſtaltet haben ſoll b), je einen Verluſt zu bedauern; ſo iſt es die teutſche Sprachlehre, an welcher dieſer rühmliche Held mit Alcuin und andern Gelehrten gearbeitet hat; denn Beides gieng leider verlohren. Auch Wein- und Liebeslieder findet man damals ſchon, und in den Verordnungen oder Capitularien Karls des Großen wird den Nonnen verboten, ſie abzuſchreiben c).

a) Eginhard in vita Caroli M. ed Schminckii c. 29.

Wintermanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Oſtermanoth, Wunninmanoth, Brakmanoth, Hewinmanoth, Aranmanoth, Witumanoth, Windumanoth, Heriviſtmanoth und Heilugmanoth.

b) Eginhard in vita Coroli M. Barbara et antiquissima Carmina, quibus veterum regum actus et bella cantantur, scripsit, memoriae mandavit.

c) Capit. A. 789. Georgisch p. 575. Et nullatenus ibi uvini leodes scribere vel mittere praesumat.

22.

Unter Karl des Großen Nachkommen giengen mit ſeinen Thaten auch ſeine Einrichtungen ver-

lohren, jedoch der erst kurz begründete Gewinn für die Ausbildung der teutschen Sprache wurde von seinem Sohne Ludwig dem Frommen nicht ganz unbenützt gelassen, indem er im niederteutschen Dialect eine gereimte Bibelübersetzung besorgen ließ, wie Andreas Du Chesne ein sehr gründlicher franz. Geschichtschreiber und andere Gelehrte versichern *. Mit der unter Karls Enkel Ludwig dem Teutschen durch den Theilungsvertrag zu Verdun 843 bewirkten Isolirung Teutschlands von Frankreich und Italien mußte auch die Sprache nothwendigerweise ein bestimmteres, von fremdartigen Einwirkungen immer mehr gereinigtes Gewand nach und nach bekommen. In diese Zeit fällt auch Ottfrieds gereimte Verteutschung der Evangelien, der zu den Zeiten Ludwig des Teutschen lebte; ferner das Siegeslied auf König Ludwig den Dritten in dem Kriege gegen die Normänner im Jahr 882. Eben so bemerkenswerth sind die Skalden oder Dichter in Skandinavien, d. h. in Dännemark, Schweden und Norwegen, die ebenfalls in germanischer Sprache dichteten, und als Barden die Götter und Helden ihrer Nation besangen. Als ein seltnes Ueberbleibsel ist Königs Regner Lodbroks Todesgesang bemerkenswerth, welchen Olaus Wormius in dem Buche Literatura Runica erhalten hat. Lodbrok war ein dä-

nischer König im achten Jahrhundert, berühmt durch Krieg und Sieg und durch den Gesang seiner Lieder. Er wurde von seinem Feinde gefangen genommen, der ihn in den Kerker geworfen, und von Schlangen fressen ließ. In dieser gefänglichen Einsamkeit war der Gesang seiner vorigen Thaten noch sein einziger Trost. — So sehr nun Teutschland durch die wilden Einfälle der Normänner, Wenden und Madscharen unter den karolingischen und sächsischen Kaisern bedrängt, und durch das verheerende Faustrecht in seiner Ausbildung aufgehalten wurde; so sehr gerieth auch die Sprache wieder in Verfall.

* Andreas Du Chesne historiae Francorum scriptores coaetanei 5 Th. Paris 1636 – 1649.

Friedrich Bouterweck Gesch. der Poesie und Beredsamkeit 9 Bd. Götting 1812.

J. Gottfried Eichhorn Literärgeschichte. Göttingen 1799.

Dessen allgem. Geschichte der Cultur und Literatur. Th. I. S. 244.

K. W. Göttling über das Geschichtliche im Nibelungen. Rudolstadt 1814.

23.

Endlich beginnt mit den heiligen Zügen nach Palästina unter Heinrich dem Vierten, so wie überhaupt unter der rühmlichen Einwirkung der

nachherigen schwäbischen Kaiser ein neues Aufblühen für die Sprache. So wenig nämlich die für Teutschlands und Europa's politischen Wohlstand schädlichen Folgen der verheerenden Kreuzzüge zu verkennen sind, durch welche Tausende der kraftvollsten Menschen teutscher Nation mit andern europäischen Völkern auf asiatischen Boden für die Idee des frommen Schwärmers Peter von Amiens im Kampfe mit den Ungläubigen ihr Leben hinopferten, oder unter den schädlichen Einflüssen der vielen klimatischen Abwechslungen auf jener langen Reise umkamen; so wenig können wir es der Geschichte abläugnen, daß in diesen Wanderungen in anderer Hinsicht der geheime Hebel zu finden ist, welcher einen frischen Aufschwung in der Kultur der Nation bewirkte. Die Franzosen giengen zuerst in diesen sogenannten Kreuzzügen mit einem frommen Beispiele voran, denen nachher auch die Teutschen folgten. Durch diese frommen Züge wurden die Teutschen mit der feinern Bildung des Morgenlandes bekannt, sie geriethen mit andern Nationen von Europa in eine wohlthätige Berührung, und in Verbindung jener sorgfältigen Erziehung und Ausbildung, welche man schon damals den Edelknaben auf den Burgen vornehmer Ritter ertheilte, mußte in dem Teutschen eine große Umwälzung und Ausbildung seines geistigen Characters bewirkt werden.

Der

Der Geist des Ritterthums (Chevalerie), welcher Tapferkeit, Religion und eine gewisse, zarte Achtung gegen das weibliche Geschlecht (Galanterie) beabsichtigte; erweckte in dem teutschen Character einen heroischen, frommen und galanten Sinn. Es verpflanzte sich der Geist der Provenzal-Dichter oder Troubadours auf teutsches Land, und dieses neue, dichterische Leben gewann in der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch eben diese Kreuzzüge um so mehr ein glänzendes Ansehen, da die Heldenthaten der teutschen Ritter und die abentheuerlichen Begebenheiten der galanten Ritterwelt an den Tafelrunden der Großen und Reichen häufig besungen wurden. Der alemannische oder schwäbische Dialect wurde nun die Hofsprache von ganz Teutschland; an den Höfen in Schwaben, Oesterreich und Thüringen fand vorzüglich die Poesie und mit ihr alles Edlere eine günstige Aufnahme. Mit Heinrich von Veldeck (1170), der unter Friedrich dem Rothbart lebte, begann, soviel bekannt ist, die Reihe der romantischen Minnesänger*, unter denen sich vorzüglich Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Bonner, Conrad von Würzburg u. s. w. auszeichneten. Am glänzendsten erhob sich ihr Gesang unter Kaiser Friedrich dem Zweiten in den Jahren 1218 bis 1256; alsdann

aber verhallte er wieder gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach und nach zu Rudolph von Habsburg Zeiten, da nicht nur die poetischen Mäcenaten von Schwaben, Oesterreich und Thüringen ausstarben; sondern auch das Faustrecht alles Friedliche verscheuchte. Früher also, als die durch Dantes Alighieri (geb. 1265, gest. 1321) herbeigeführte Auferstehung der italienischen Poesie, begann die Morgenröthe des altteutschen Gesangs. Das berühmte, romantische Werk, das Nibelungenlied, eilt schon einige Jahrhunderte früher in alter, teutscher Originalität der italienischen Poesie voran, mit welchem das später erschienene, teutsche Heldenbuch in Verbindung steht. Mit dem damaligen Geist der Poesie hielt aber die teutsche Prosa keinen gleichen Schritt, denn diese blieb verhältnißmäßig weit hinter ihrer ohnehin edleren Schwester zurück. Was noch aus diesen Zeiten bemerkenswerth übrig blieb, ist der sogenannte Sachsenspiegel, eine Sammlung niedersächsischer Gesetze, von Ecke von Repgow im Jahr 1220 in hochteutscher, d. h. schwäbischer Mundart niedergeschrieben. Diesem folgte im Jahr 1282 der Schwabenspiegel, der aber seiner höheren linguistischen Ausbildung wegen dem erstern vorzuziehen ist.

* Die Bedeutungen romantisch, Roman, Romanze sind herzuleiten von der Sprache Ro-

manzo, die sich zu Karls des Großen Zeiten in dem südlichen Frankreich als Landessprache langue d'oc entwickelte, und in welcher die Troubadours ihre Lieder sangen. Eben so wurde die Sprache nördlicher Provinzen langue d'oui (von oui ja) genannt. Das Wort Troubadours wollen einige von trouvar, trovare, trouver herleiten, weil sie nämlich die Kunst erfanden, nach nie gehörten Weisen sanft und wahr und in einer neu gebildeten Sprache zu singen. Gottsched hingegen behauptet in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Reinecke Fuchs, der erste Troubadour in Frankreich habe einen teutschen Namen geführt, und wir hätten den Franzosen also nicht den Minnegesang, sondern diese uns den Provenzalgesang zu danken.

**) Sammlung von 140 Minnesängern, die Handschrift vom Rüdiger Manessen, Rathsherrn zu Zürich und herausgegeben von Bodmer. Zürich, 2 Th. 1758 und 1759.

Johannes von Müller Geschichte schweiz. Eidgenossenschaft. 2r Bd. Leipz. 1786.

„Der Name des Rathsherrn Rüdiger Ma„nessen des Freundes aller Geringen und Gro„ßen, welche das Gute und Schöne liebten, hat „mit billigem Ruhm die Menge des Adels und „alle Rotten der gewöhnlichen Vorsteher überlebt. „In seinem Hause hatten die Minnesänger in Ver„traulichkeit manchen schönen glückseligen Tag un„ter einander. Er hinterließ eine Sammlung aus„gewählter Verse von mehr als hundert und vier„zig Verfassern u. s. w.“

Chronologisches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter in Adelungs Magazin der teutschen Sprache.

Johannes von Müller a. a. O. sagt von den Minnesängern: „Es ist viele Anmuth und „Kühnheit, oft Höhe in ihrem gefühlvollen Ge„sang; einfaltvoll, edel, oft wohllautender als un„sere, ist ihre veraltete Sprache. Nicht an Wor„ten sind sie arm, sondern an besserer Gelehrtheit. „Es keimten aber die schönen Wissenschaften durch „sie auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste „Wollust über das menschliche Leben; bis die Ver„wirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz in „den Städten zugleich den Handel störte, und al„len Geschmack am Schönen vertrieb, und hier„auf die Scholastik, alsdann die theologische Po„lemik, und endlich die Seuche der Nachahmung „den teutschen Geist verfinsterte, und weit unter „seinem natürlichen Schwung zurückhielt.„

Müller's Sammlungen teutscher Gedichte aus dem 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert. Berlin 1784 — 1785. 2 Th.

Jacob Puterich von Reicherzhausen ein kleiner Beitrag der teutschen Dichtkunst von Adelung. 1788.

Bonner's Edelstein, eine Sammlung von 100 Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger von Oberlin 1782.

Joh. Gottfr. Eichhorn's Literärgeschichte. Göttting. 1799.

Character der vornehmsten Dichter aller Nationen u. s. w. von einer Gesellschaft von Gelehrten. I. Bd. 2. St. Leipz. 1792.

Ludewig Tiecks Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter; (mit einer sehr gehaltvollen Vorrede). Berlin 1803.

Joh. Joach. Eschenburg Denkmäler altteutscher Dichtkunst. Bremen 1799.

Karl Wilhelm von Gärtner Sachsenspiegel. Leipz. 1733.

Schilter's Ausgabe des Schwabenspiegels in seinem Thesaurus, Tom. II.

Friedrich Bouterweck Poesie und Beredsamkeit. 9r Bd. 1812.

24.

Nun erfolgte nach dem traurigen Untergange des blühenden Hauses der Hohenstaufen auch das allmählige Absterben des edlen Minnegesangs, der späterhin in dem Munde der zünftigen Meistersänger in unpoetische, schwülstige und gemeine Reimereien größtentheils ausartete; und selbst ihre dramatischen Versuche, beinahe als die ersten der teutschen Sprache, waren von keiner wichtigeren Tendenz. Der große Hanse-Bund (1241) wirkte zwar mit seiner überall eingreiffenden Triebfeder auf Teutschlands Wohlstand; wenig aber auf die Ausbildung des teutschen Sprachgenius. Uebrigens seufzte Teutschland unter dem Drucke des sogenannten Zwischenreichs (interregnum) nur zu sehr, als daß dem Verfall des Minnegesangs und mit diesem einer neuen Vernachlässigung des teutschen Sprachbaues hätte vorgebeugt werden können. Dessen ohngeachtet erhielt sich doch hier und da in einigen Gemüthern bald mehr, bald weniger die alterthümliche Liebe zur Poesie. So erwähnt die Ge-

schichte eines edlen Ritters und Dichters des Reinhard von Westerburg, der im vierzehnten Jahrhundert lebte a). So wird Konrad von Queinfurt für den Verfasser des ältesten bis jetzt bekannten Kirchenliedes gehalten b), und Peter der Suchenwirth, aus Oesterreich gebürtig, sang nach um das Jahr 1386 im nachahmenden Geiste der alten Minnesänger c). Ferner sind als Volksdichter aus dem funfzehnten Jahrhundert noch zu bemerken Peter von Dresden, Johann von Sasse, Hieronymus Schenk von Sumawe und vorzüglich Veit Weber Verfasser wohlgelungener Kriegslieder. Auch die Ballade oder Ritterromanze erhob sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, und wer kennt nicht das meisterhafte Lied vom alten Hildebrand, das, wie Bouterweck bemerkt, im Styl und in der Versart den alten spanischen, englischen und schottischen Heldenromanzen auffallend ähnlich ist d). In der poetischen Beschreibung verdient unter manchen andern bemerkt zu werden der nürnbergische Dichter und Meistersänger Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer, der den mit Hilfe einiger tausend Schweizer erfochtenen, großen Sieg der Stadt Nürnberg über die benachbarten Hohen und Edlen bei Hempach 1450 kraftvoll und dichterisch besang. Der Balladengesang

verwandelte sich späterhin in die prosaische Romanze, aus welcher sodann unser moderne Ritterroman entsprang. Ohnerachtet diese Verschmelzung für einen eigentlichen Rückgang aus der Poesie in die Prosa anzusehen ist; so haben wir doch dieser Umwandlung manches Gelungene neuerer Zeit zu danken. Nach dieser Form wurden nun theils vaterländische Begebenheiten, theils auch Geschichten aus der ganz alten Welt in teutsche Sprache eingekleidet; z. B. die Geschichte der Herzoge Leopold, des Kaisers Octavianus u. s. w.; unter allen diesen Producten aber steht Tills Eulenspiegel in ungeborgter Originalität und ächt-komischer Teutschheit oben an. In der didactischen Poesie erwarb sich Heinrich der Teichner eine nicht unbedeutende Celebrität, der noch im vierzehnten Jahrhundert lebte. Unter den Meistersängern verdient aber der Nürnberger Schuster Hans Sachs e) einer ehrenvollen Erwähnung. Er war zu Nürnberg geboren 1494 und gestorben 1576. Sein fruchtbares und witziges Genie hinterließ Uebersetzungen der Psalmen, der Sprüche und des Predigers Salomoni's, der Evangelien, der Episteln, des Sirachs und etwas von dem Buche der Weisheit. Ausser diesen Ausarbeitungen schrieb er noch 26 biblische und 52 profane Komödien, 27 geistliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Fastnachtsspiele,

59 Fabeln, 116 allegorische Erzählungen, 107 geistliche und 144 vermischte Gedichte, 197 Schwänke und in Allem 6048 Stücke. — Im Ganzen ist Hans Sachs neben seiner nicht zu verkennenden bürgerlichen Gemeinheit oft vom naiven Witze; er blickt mit verständigem Sinn in den Spiegel der Zeit, und rügt als geschwätziger Sittendichter ihre Mängel und Schwächen. Lyrischer Tact fehlt ihm beinahe ganz, und ohnerachtet seiner bewundernswürdigen Belesenheit verfehlt er aus Unkunde mit der alten classischen Literatur, da er kein Latein, noch Griechisch verstand, den Geist des antiken Drama's völlig. Nur aus seiner Komödie leuchtet etwas mehr das Gelungene hervor. Mehr poetischer Natur sind zuweilen seine mahlerischen Beschreibungen, z. B. in der schönen Magdalena; und in der Klage der vertriebenen Frau Keuschheit ist ihm sogar eine gewisse Zartheit des Gefühls nicht abzusprechen. Bei der wirklich-einzigen Fruchtbarkeit seines Genie's und bei seiner vielseitigen Belesenheit ist es wirklich zu bewundern, mit welcher Consequenz und Treue er bis in seine letzten Lebensjahre sich in dem stillen, unberühmten Kreis seines Handwerkslebens erhielt, und wir haben ihm, dem Unermüdeten, um so mehr es zu danken, was er mit gutem, redlichem Willen und ohne Anmassung der Nachwelt hinterließ. — Unter den Satyrikern

dieser Zeit sind bemerkenswerth Heinrich von Alkmar. Man will theils an seinem Namen, theils auch an seinem Reineke Fuchs zweifeln, ob diese vortrefflich-komische Epopöe von 1498 ein ächtteutsches Original sey. Sebastian Brand schrieb 1493 das so sehr beliebte Narrenschiff in Jamben. — Ganz undichterischer Natur ist Melchior Pfinzings Teuerdank aus dem sechzehnten Jahrhundert, und Maximilian's Weiß Kunig ist nur für die Geschichte der Prosa bemerkenswerth. Johann Geißler von Kaisersberg zeichnete sich in der geistlichen Beredsamkeit aus; er schrieb den Trostspiegel, eine Postill über die Evangelien. Hamb. 1597; dann den Weltspiegel, Basel 1574. — Ein ganz neues Licht gieng aber nach dem Umsturz des veralteten byzantinischen Reiches unter dem österreichischen Kaiser Friedrich dem Dritten (1453) für die teutsche Literatur auf. Der Rest asiatischer Bildung wurde auf italienischen Boden verpflanzt, man nahm dort verschiedene, orientalische Gelehrte auf, die von da Wissenschaften und Künste nach Teutschland beförderten. Durch das Aufblühen der Wissenschaften auf den in Teutschland nach und nach gegründeten Universitäten als Prag (1360), Wien (1365), Heidelberg (1376), Kölln (1388), Erfurt (1398), Würzburg (1409), Leipzig (1419), Rostock (1426), Mainz (1476), Tübingen (1477) ꝛc.

und durch den aufblühenden Flor der Städte erlebte die teutsche Nation einen frischen Aufschwung, und mit diesem die Sprache ganz neue Vortheile. Die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das große und wichtige Beförderungsmittel zur allgemeinen Geisteserhebung der Menschheit, welches den nach Italien entflohenen orientalischen Musen so günstig in die Hände arbeitete. Letztere waren es auch, welche die alte classische Literatur wieder aufweckten, und diese erregte alsdann späterhin den Keim zum Aufblühen des teuschen Geistes.

a) Fasti Limburgenses, d. i. Eine wohlbeschriebene Chronik ꝛc. Wetzlar 1720.

b) Kochs Compendium der teutschen Literaturgeschichte.

c) Joh. Christoph Gottsched neuer Büchersaal der schön. Wissenschaften. Bd. VI. S. 126.

d) Friedrich Bouterweck Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 9r Bd. 1812.

e) Hans Sachs Werke, gesammelt von Georg Weller. 5r Bd. Nürnb. 1570 — 79.

Hans Sachsens Lebensbeschreibung von Ranisch, Altenburg 1765.

Gottlieb Leon Sammlung von teutschen Volksliedern im Magazine Bragur. Bd. VI. Seite 72. Bd. VII. Seite 89.

Büsching und von der Hagen, teutsche Volkslieder, Berlin 1807.

von Arnim und Brentano Wunderhorn, Heidelberg. 1806.

Joh. Wolfgang von Göthe, Reineke Fuchs.

25.

Dessen ohngeachtet verhinderte das in Klöstern, Studierstuben und auf dem Catheder vorherrschende Latein den erwünschten Fortgang in der Sprachausbildung. Wenn gleich Amerika's Entdeckung durch seine den Handel und Luxus befördernden Goldgruben auch den Umkreiß der Bedürfnisse, Begriffe und Ideen erweiterte und bereicherte, und einen dadurch nothwendig vergrößerten Spielraum des Ausdrucks nach sich zog; so blieb doch eine Zeitlang der Fortgang der teutschen Literatur noch immer in einiger Lähmung, bis endlich mit der Reformation durch Luthers kraftvolle Verteutschung der Bibel die Sprachausbildung einen für die damaligen Zeiten wundersamen und glanzvollen Aufschwung erhielt. Luthers große Bemühungen für den Fortgang der Sprache wurden überhaupt durch Melanchthon, Erasmus, Camerarius und durch mehrere seiner Zeitgenossen rücksichtlich ihrer eigenen, wissenschaftlichen Unternehmungen wohlthätig unterstützt. Unter den Geschichtschreibern steht der wahrhaft ruhmwürdige Johann Thurnmayer, genannt Aventin (gebor. 1466 zu Abensberg, gest. 1534) oben an. Sein Styl ist groß und würdig, und seine gediegene Gelehrsamkeit schimmert überall hervor*. Auch die teutschen Fürsten blieben nicht unthätig; sie beförderten mit wahrer Vorliebe die

Wissenschaften, und zeichneten die Gelehrten sehr aus. (So wurde z. B. der Gelehrte und Dichter Konrad Celtes mit des Kaisers Friedrich des Dritten eigner Hand durch einen Lorbeerkranz zum Dichter gekrönt.) Dessen ohngeachtet blieb doch die teutsche Prosa und Poesie im Ganzen genommen, noch weit zurück. Die Vorliebe zur lateinischen Poesie, in welcher die damaligen, teutschen Poeten dichteten, war dem teutschen Genius sehr nachtheilig, die classische Literatur der Alten galt jetzt alles, und die durch die Reformation verursachten Streitigkeiten der Gelehrten und Theologen zog so manchen, genialischen Kopf von dem Sprachanbau ab, und verwickelte ihn mehr in polemische Angelegenheiten. Doch, wenn auch die Poesie dadurch benachtheiliget wurde; so blieb dessen ohngeachtet die Prosa nicht ganz vernachlässiget, und schon erschienen die ersten Versuche in Uebersetzungen aller Autoren. Virgil wurde zu Strasburg (1515) herausgegeben; eben so Salust, Herodot, Livius, Tacitus, Cicero u. s. w.**

* Johannis Aventini des hochgelahrten weitberümbten Beyrischen Geschichtschreibers Chronica. Frankf. a. M. 1566.

** Panzer Annalen der älteren teutschen Literatur. Nürnberg 1788 u. 1805.

26.

Während den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs begann endlich durch den kräftig-zarten Martin Opitz die eigentliche Morgenröthe eines bessern, geläuterten Geschmacks. Bunzlau ist sein Geburtsort 1597, aber 1639 raffte ihn die Pest zu Danzig weg. Er schrieb geistliche und weltliche Poemata, welche sein Freund Zinkgref zum erstenmal herausgab (1624). Bodmer und Breitinger besorgten davon eine neue classische Ausgabe, Th. I. Zürich 1745 und vermehrt 1755., wovon aber die Fortsetzung unterblieb. Er zeigt viel poetischen Sinn und lebendige Genialität, doch nebenbei ahmte er noch immer Griechen, Römer, Italiener und Franzosen nach. Er schrieb auch noch die Prosodia germanica oder von der teutschen Poeterey. Brieg 1624.

27.

Seine Nachfolger waren bald mehr bald weniger glücklich, sich der Opitzischen Muse etwas zu nähern. Unter diesen sind zu merken Adam Olearius, Freiherr Friedrich von Logau, die beiden Gryphius Vater und Sohn; Andreas Tscherning, Canitz u. s. w. Ausser den Slesiern excellirte Paul Flemming (geb. 1609 zu Hartenberg im Schönburgischen, gest. 1640 zu Hamburg). Er

war Reisearzt bei einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien. Vorzüglich entfernten sich von Opitz einfacher und genialischer Manier Christian von Hofmannswaldau aus Breslau und Caspar von Lohenstein aus Nimptsch in Schlesien. Beide dichteten vorzüglich nach dem verdorbenen italienischen Geschmack der Marino, Guarini ꝛc. Von Lohensteins Arminius sagt Breitinger: „Er gleicht „einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine „Kosten gespart hat, wo alles, was Garten, Heer„de, Wald und Meer Leckerhaftes und Niedliches „geben können, im vollsten Maaße aufgetischt ist, „und wozu die entferntesten Theile der Welt ihre „theuersten Seltenheiten geliefert haben. Aber bei „all diesem Ueberfluß sind die Speisen so übel zu„bereitet, die Gerichte so ungereimt gemischt, end„lich die Brühe so versalzen, und die Würze so „übermäßig verschwendet, daß die Gäste bei über„ladener Tafel hungern.“

J. G. Eichhorns Literaturgeschichte. Götting. 1799.

28.

Man ahmte nun auch den Italienern und Franzosen nach, und stiftete für linguistische Ausbildung gelehrte Gesellschaften. So errichtete Caspar Teutleben 1617 zu Weimar den gekrönten Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft; Phi-

lipp von Zesen die teutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg 1643; Georg Phlipp Harsdörfer (geb. zu Nürnberg 1607, gest. als Rathsherr zu Nürnberg 1658) und Johann Klajus, ein Dichter, den Orden der Pegnitzschäfer zu Nürnberg 1644, und Johann Rist 1660 den Schwanenorden an der Elbe. Diese und mehrere andere Verbindungen verfielen zwar oft in eine kleinliche Polemik; trugen jedoch hie und da zur Reinigung der teutschen Sprache bei; von ihnen selbst aber giengen keine originellen Werke aus, welche zur Befestigung und Beweißführung eines gebildeten Geschmacks hätten dienen können.

29.

So sehr auch hierauf die französische Sprache mit unserer Muttersprache sich vermischte und dieselbe an den teutschen Höfen verunglimpfte und verdrängte; so wenig konnte erstere dem ehrenvollen Siege widerstehen, den sich die unsrige über dieselbe durch ihre späterhin neu aufblühenden und immer mehr sich vermehrenden, gereinigten Geistesproducte aller Art errang. Der teutschen Prosa nahm sich zuerst der muthige Verächter des Aberglaubens Christian Thomasius an, indem er es wagte, sie zum wissenschaftlichen Vortrage zu gebrauchen (1694). Ihm folgte Leibnitz, Wolf und mit weit größe-

rem Glücke Mosheim. Hallers Gedichte zeigen neben einigen ererbten Mängeln aus den Zeiten der Nachahmer der Opitzischen Poesie unendlich viel Kraft und Würde. Der fleißige Theoretiker Gottsched arbeitete auf den Purismus hin, und bekämpfte die italienischen Manieren, wenn er gleich selbst mit seinen eignen poetischen Versuchen zurückblieb. Die Schweizer Bodmer und Breitinger widersetzten sich eifrig den Gottschedischen Eigenheiten, und ersterer trat selbst mit vielem Glücke als Dichter auf. Nun begann endlich mit dem Jahre 1740 die wahre Auferstehung der teutschen Sprache. Vom Hagedorn, Cramer, Gellert ꝛc. bis zur glanzvollen Muse Wieland's, Schiller's und Göthe's lebten Männer, die bald als Redner, bald als Philosophen oder Dichter bei ihrer Mit- und Nachwelt sich durch ihre vortrefflichen Geistesproducte verherrlichten, die der alten Welt und neueren Nationen den Kranz der Unsterblichkeit aufs rühmlichste streitig machten, und die das goldene Zeitalter der teutschen Sprache heraufführten.

III.

Einleitung in die drei Hauptformen der Prosa, Rhetorik und Poesie.

30.

Von dem alten Wort stylus entlehnte man die ietzt gewöhnliche und in einem höheren Sinne zu nehmende Bedeutung: Styl oder Schreibart (dictio). Man versteht darunter das geistige Vermögen eines Menschen, eine Summe zusammenhängender Gedanken und Ideen als ein wohlgeordnetes Ganze durch Worte schriftlich auszudrücken. Je mehr eine solche schriftliche Stylisirung den grammaticalischen, logischen oder ästhetischen Regeln entspricht, desto eher kann sie unter die regelmäßigen oder schönen Schreibarten gezählt werden. Dunkelheit, Undeutlichkeit, Mattheit, Schwülstigkeit, Weitschweifigkeit, Nachlässigkeit ꝛc. sind die sichern Kennzeichen einer verwahrloßten oder unausgebildeten Schreibart.

31.

Das Vermögen, nicht allein mit Richtigkeit, sondern auch ästhetischen Gesetzen gemäß, seine Gedanken in einem stylistischen Producte auszudrücken, ist nicht die Sache eines augenblicklichen Fleißes; sondern erfordert ein immerwährendes Nachdenken

über den Geist und Bau der Sprache und eine anhaltende und vieljährige Uebung in derselben. Es werden so manche theoretische Kenntnisse vorausgesetzt, die nachher in unmittelbarer Begleitung von practischen Uebungen diesem Ziele uns immer näher bringen können, wenn gleich nicht jeder, trotz des strengsten Fleißes und der gründlichsten Theorie, die stylistische Originalität eines genialen, productiven Geistes erreichen kann.

32.

Jede ausgebildete Sprache, mithin auch die teutsche, hat so viele mannigfaltige Formen und Regeln, so viele feine Nuancen, Schattirungeu und tief liegende Schönheiten, daß wir nur durch eine wissenschaftliche Methode dieselben auffinden und uns aneignen können. Die ersten Elemente der Sprache lehrt uns die Sprachlehre (Grammatik), die uns mit dem systematischen Bau der Sprache nach allen ihren für die mündliche und schriftliche Darstellung erforderlichen, grammaticalischen Regeln, Gesetzen und Formen, und zuweilen auch schon, wenn die Sprache philosophisch genug bearbeitet ist, mit dem Geist der Sprache bekannt macht (formelle Sprach-Richtigkeitslehre). Hat auch immerhin diese Beschäftigung etwas Trocknes; so ist sie jedoch für denjenigen, der die Sprache theore-

tisch lernen und gewiß und sicher in derselben werden will, eben so wesentlich nothwendig als das Gerippe oder Gebälke eines Hauses, das zwar dem Wohlgefallen des Auges anfangs nicht entspricht; aber dem Baumeister durch seine zusammenhängende, architectische Construction es möglich macht, eine ästhetische Form in dasselbe hineinzulegen. Von da geht die Sprachausbildung zur höheren Sprachkunde oder zur eigentlichen Sprachästhetik über, welche die Sprache von dem Standpuncte formeller Schönheit beurtheilt, die allgemeinen Regeln aufstellt, nach welchen es der Sprache möglich wird, das Gesetz der Schönheit zu erreichen, an musterhaften Beispielen diese ästhetischen Regeln nachweißt, und nebenbei auch über die ästhetische Haltbarkeit des Stoffes das Urtheil fällt. — Das Lesen classischer Schriften dient als das beste Mittel, die aufgefaßten Theorien an den vorliegenden Mustern nachzuweisen, wodurch auf die eigentliche Geschmacksbildung hingearbeitet wird, welche neben dem theoretischen Unterrichte immer tiefer in das Heiligthum der Sprache einweiht, und uns mit den verschiedenartigen, ästhetischen Bildungen bekannt macht, durch welche die Sprache in uns die Empfänglichkeit für alles Schöne, Herrliche und Große erregt. Die Geschmacksbildung wird durch Selbstübungen in Aufsätzen aller Art nach dem

richtigen Plane vom Leichteren zum Schwereren ungemein befördert, denn nur dadurch wird sich das eigentliche Dictionsvermögen zu einer immer höheren Sicherheit und Vollendung hinauf arbeiten, weil durch Vergleichung seines eignen stylistischen Products mit irgend einem ähnlichen Beispiele aus einem bewährten Schriftsteller, am zweckmäßigsten die Aechtheit, Reinheit und Schönheit des Ausdrucks beurtheilt und erreicht werden kann.

33.

In allen schriftlichen Darstellungen ist zweierlei zu unterscheiden, nämlich Sinn und Gestaltung des Sinnes. Der Sinn, der Stoff oder das Materielle ist eigentlich dasjenige, was oder worüber geschrieben werden soll, das Darzustellende oder der aus der Subjectivität des Menschen entspringende und in Worte einzukleidende Gedanke; die Gestalt oder das Formelle aber besteht in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks (dictio) oder in der individuellen Art und Weise, wie das Gedachte dargestellt wird, und dieses Vermögen, den unsichtbaren Gedanken durch die Schreibart gleichsam zu objectiviren, beruht auf der geistig-productiven Kraft des Menschen. So wie der Geist als reine Subjectivität erst durch den Körper sich uns als seyend ankündigt, und er uns dadurch gleichsam

fühlbar wird; eben so ist die Sprache, (die mündliche und schriftliche), die versinnlichende Verdollmetscherin oder das Formelle, wodurch das Spirituelle oder der Gedanke für uns erst sein Daseyn erhält. Daher findet auch in der Sprache zwischen dem Sinn der Rede und der ihm zugedachten wörtlichen Einkleidung eine eben so innige Verbindung, ein eben so sehr von einander abhängendes Verhältniß statt, als es nur immer bei Geist und Körper der Fall ist. Z. B. Wallenstein mit seinen nach Größe ringenden Unternehmungen, mit seinen Bedrängnissen und seinem verhängnißvollen Untergange ist der Sinn oder der Stoff, den Schiller in diesem dramatischen Stücke zu verarbeiten suchte; die Art der Darstellung oder die Form aber ist die dramatisch-jambische, in welche er in der genauesten Verbindung mit der genialen Productivität seiner poetischen Sprache, die Eigenthümlichkeit seiner höhern Gedankenfülle einkleidete.

34.

Nur derjenige wird sich über irgend einen Stoff richtig und verständlich auszudrücken wissen, welcher denselben nach seinem wesentlichen Character gehörig aufzufassen, und nach allen seinen Theilen richtig und wahr zu durchdenken weiß; so daß er jederzeit in der Wahl seiner Ausdrücke das gehörige

Maas und Verhältniß zwischen Stoff und Form treffen wird. Man nehme also nicht zu erhabenen, pathetischen Redensarten seine Zuflucht, wenn für den auf einer niedrigern Sphäre stehenden Begriff weniger glänzende Ausdrücke passender wären: eben so wenig kleide man in gemeine Wörter und Ausdrücke seinen Stoff ein, wenn derselbe seiner Wichtigkeit wegen auch eine höhere und edlere Darstellungsweise erfordert.

35.

Ein gebildeter Schriftsteller wird im Allgemeinen schon durch die Auswahl des Stoffes den Grad seines ästhetischen Sinnes beurkunden; alleine ein genialer Dichter wird oft jedem Stoffe die Macht abzugewinnen wissen, und Göthe bemerkt daher sehr richtig, ein Dichter müsse eigentlich über alles dichten können.

36.

Die Art und Weise der Darstellungsgabe hängt in jedem Individuum theils von der Eigenthümlichkeit der innern Organisation seines Geistes, theils auch von dem Grad seiner intellectuellen und ästhetischen Ausbildung ab. Je weuiger inneres, reges und geistvolles Leben sich im Menschen vorfindet, je weniger Mühe auf dessen geistige Ausbildung

verwendet wurde, desto geringer ist auch der Drang und der Gehalt seines Darstellungsvermögens. Je schneller und kräftiger aber sich der innere Geistessinn zu entwickeln vermag, je sorgfältiger derselbe wissenschaftlich und ästhetisch veredelt wurde, desto dringender regt sich auch in ihm das Bedürfniß, die Reichhaltigkeit und originelle Bildung seines Geistes durch die Sprache auszusprechen. Daher rührt die Armuth oder Fülle, die Besonnenheit oder Verworrenheit, die Kälte oder das Blühende, die Ruhe oder die Begeisterung im Vortrage, kurz daraus ergiebt sich die Gesammteintheilung aller Darstellungsarten, nämlich Prosa, Rhetorik und Poesie.

IV.

Prosaische Form.

37.

Die Prosa spricht einzig und allein zu dem Verstande, sie sucht ihn zu unterrichten, zu überzeugen, und überhaupt in ruhiger Klarheit ohne alle Hülle sein Wissen zu bereichern. Daher wird in dem prosaischen Style weniger Wärme, sondern mehr kalte Besonnenheit und Bestimmtheit im Denken angetroffen; daher seine strenge Grenzlinie, die er sich

gegen die lebensvolle, bildliche Sprache der Poesie zieht; daher sein ruhiger, gerader Gang in der Verfolgung seiner Ideen, während die poetische Sprache durch ihre mannigfaltigen, reitzenden Umwege uns um so überraschender als glücklich Getäuschte zum blumichten Ziele führt. —

38.

In Rücksicht der Darstellungsweise ist nicht nur in der Prosa, sondern auch in der Rhetorik und Poesie zuförderst auf technische Vollkommenheit zu sehen. Technik der Rede oder der Schreibart besteht in den eigentlichen Elementarregeln der Darstellung durch die Sprache, und sie ist noch lange nicht das, was man unter Schönheit in der Darstellung versteht; denn manches schriftstellerische Werk entspricht allen technischen Erfordernissen, und dennoch kann dasselbe nicht unter die Reihe solcher Producte gezählt werden, die auf wahre, linguistische Schönheit Anspruch machen können. Die Technik geht mehr von dem Gesichtspuncte der Richtigkeit als der Schönheit aus, und verhält sich zur letztern wie ohngefähr die richtige Zeichnung zu dem vollendeten Kunstgemählde. Der Character der Prosa besteht meistens in dieser technischen Vollendung, da sie nicht auf die höheren Eigenschaften rhetorischer Würde oder poetischer Schönheit Anspruch machen;

sondern mehr logisches Wohlgefallen in uns erregen will, indem sie nämlich alles aufbietet, um ihren Hauptzweck, zusammenhängende und wohlgeordnete Verständlichkeit zu erreichen. Weiß aber der prosaische Styl auch außer dem logischen Wohlgefallen uns Interesse abzugewinnen; so ist dieß die eigentliche Eleganz der Prosa, die unvermerkt sich der rhetorischen Gewandtheit nähert.

39.

Vor allem wird bei einer regelmäßigen Darstellung Richtigkeit der Sprache verlangt. Unter dieser versteht man, daß die einzelnen Wörter nach denen in der Grammatik angenommenen Formen und Regeln gesetzmäßig gebeugt (declinirt) und abgehandelt (conjugirt), die einzelnen Redetheile nach den Gesetzen der grammaticalischen Rections- und Verbindungslehre in das zur Formirung und Verständigung eines Satzes ihnen gegenseitig-nothwendige und untereinander abhängige Verhältniß gebracht, die Sätze und Perioden nach den Regeln der Abtheilungslehre (Interpunction) eingetheilt, und somit alle einzelnen Theile der Rede in ein wohlgeordnet-grammaticalisches Ganze eingerichtet oder hergestellet werden. Sie empfiehlt daher eine richtige Aufstellung des Hauptwortes in einem Satze, weil die Verständlichkeit und Bedeutsamkeit desselben, ja der

ganzen Periode, und selbst der Nachdruck in einer Rede davon abhängt. So wird im folgenden Beispiele die Periode gewiß dem Ohre angenehmer und richtiger lauten, wenn das Hauptwort vor als nachgesetzt wird: "Die Vergnügungen der Ein„bildungskraft, in ihrem ganzen Umfange „betrachtet, sind nicht so irdisch als die „sinnlichen, und nicht so verfeinert als die „geistigen.„ Oder: "Nicht so irdisch als „die sinnlichen, und nicht so verfeinert als „die geistigen, sind die Vergnügungen der „Einbildungskraft in ihrem ganzen Um„fange betrachtet.„ Eben so ist es der Richtigkeit gemäß, daß auch außer dem Hauptwörte bei den übrigen Wörtern, der nämliche aus dem Verstande der Rede sich ergebende Vorrang des einen Wortes vor dem andern beobachtet werde. Unrichtig wäre es, wenn in dem Beispiele: "Als es „Gott gefiel, lebende und der Glückseligkeit fähi„ge Geschöpfe hervorzubringen u.s.w.„ das Wort: lebende; den Wörtern: der Glückseligkeit fähige; nachfolgte, weil ja, dem Verstande gemäß, das Leben vorangehen müsse, ehe von einer Glückseligkeit die Rede seyn kann. Nicht minder wichtig ist der richtige und sparsame Gebrauch der beziehenden Fürwörter (pronomina relativa). In dem Beispiele: "Wie unglücklich sind oft diejenigen

„Menschen, welche im Streite mit Pflicht „und Leidenschaft leben, und glauben, daß „nur derjenige eine wahre Freiheit ge„nieße, welche alles zu thun sich erlaubt:„ ist das Relativum welche offenbar falsch, denn der Subjectsbegriff in dem Satze "daß nur der„jenige wahre Freiheit genieße„ ist das Wort derjenige (d. h. der Mensch) und nicht Freiheit, und nur auf den Menschen geht also der folgende Satz mit dem beziehenden Fürworte.

Eben so lautet eine zu oftmalige Wiederholung dieser beziehenden Fürwörter dem Wohlklange zuwider; z. B. "Menschen, welche immer „nach Vergnügungen haschen, sind den„jenigen Kindern gleich zu achten, wel„che unaufhörlich Süßigkeiten begehren, „und welche nicht daran denken, daß eben „diese Reitze es sind, welche den Haupt„reitz des Magens, von welchem unser „körperliches Wohlseyn abhängt, für „künftige Genüsse immer unempfänglicher „machen.„

40.

Gleich sorgfältig sind die Bindewörter (conjunctiones) zu gebrauchen; denn da sie nach dem Sinn der Rede die Art der zu verbindenden Sätze

einrichten; so kann oft bei einem Satze ein Bindewort gebraucht werden, welches der durch den Satz ausgedrückten Gedankenreihe ganz zuwiderläuft; z. B. "Freuet „euch eueres Daseyns; genießt, so viel wie „möglich, jeden Augenblick eueres Lebens, „und vergesset nie, daß ohne Mäßigung „auch die natürlichsten Begierden zu Quel„len des Schmerzens werden.„ Hier ist das Bindewort "und„ nicht ganz richtig gebraucht, denn die beiden ersten Sätze fordern zum frohen Lebensgenuß auf, die andern nachfolgenden Sätze setzen demselben aber die Bedingung der Mäßigung entgegen, daher paßt auf folgende Weise das entgegenstehende Bindewort (conjunctio adversativa "aber„ weit richtiger für den logischen Zusammenhang dieser Periode: "freuet euch eures „Daseyns; genießt, so viel wie möglich, je„den Augenblick eures Lebens; aber ver„gesset nie, daß ohne Mäßigung auch die „natürlichsten Begierden zu Quellen des „Schmerzens werden.„

41.

Auch von der Zusammenstellung der Redesätze unter sich hängt theils die Richtigkeit, theils auch der Nachdruck einer Periode ab, und hier gilt im Allgemeinen vorzüglich die Regel, die weniger wich-

tigen Sätze den wichtigeren vorangehen zu lassen, um dadurch das Interesse des Lesers oder Zuhörers bis auf den letzten Moment rege zu erhalten. In folgender Periode ist diese periodische Steigerung oder das Klimax, wie es die Alten nannten, sehr richtig angebracht. "Erinnere dich, der du in „die Geheimnisse Gottes zu schauen, und „den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen „bemüht bist; erinnere dich, als der erste „kühne Gedanke in dir heraufstieg, und „sich freudig alle Kräfte deiner Seele hin„zudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu „ordnen; erinnere dich, als nun Alles in „herrlicher Uebereinstimmung vollendet da „stand, mit welcher trunkenen Liebe du „noch einmal das schöne Werk deiner „Seele überschautest, und deine Aehnlich„keit mit dem Unendlichen fühltest, dem du „nachdenken konntest.„ In dieser Periode fodert der Schriftsteller den Menschen zum Nachdenken auf; er bestimmt genauer, zu welcher Gattung von denkenden Menschen er jetzt spricht, von wo aus das Nachdenken dieses Individuums begann, und schließt endlich mit dem geistigen Glücke eines denkenden Wesens. Wie verkehrt und nachdrucksos würde es also lauten: "Erinnere dich, als „Alles in herrlicher Uebereinstimmung vol-

„lendet da stand, mit welcher trunkenen Lie=
„be du das schöne Werk deiner Seele über=
„schautest, und deine Aehnlichkeit mit dem
„Unendlichen fühltest, dem du nachdenken
„konntest! Erinnere dich, der du in die Ge=
„heimnisse Gottes zu schauen, und den
„Plan seiner Schöpfung zu enthüllen, be=
„müht bist; erinnere dich, als der erste
„kühne Gedanke in dir heraufstieg, und
„sich freudig alle Kräfte deiner Seele hin=
„zudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu
„ordnen.„ Zuweilen aber findet eine absichtliche Versetzung Statt, um dadurch den Wohlklang und Nachdruck das Satzes zu befördern; z. B. "Nur
„wo der Kindheit Rosenpfade dämmern,
„und im Dunkel des Todes wohnt der Frie=
„de,„ lautet nachdrucksvoller, als: "Nur da
„wohnt der Friede, wo der Kindheit Ro=
„senpfade dämmern, und im Dunkel des
„Todes.„ — Die Periode: "Ein reiner Ge=
„nuß des Lebens wird nur erst dadurch
„möglich, wenn wir einer vernünftigen
„Thätigkeit und tugendhaften Freundschaft
„huldigen;„ ist wohlklingender, als wenn es hieße: "Wenn wir einer vernünftigen Thä=
„tigkeit und tugendhaften Freundschaft

„huldigen; so wird nur erst dadurch ein „reiner Genuß des Lebens möglich.„

42.

Auch über den Gebrauch der Fügewörter (praepositiones) sind noch einige Bemerkungen nöthig. Zwei aufeinander folgende Fügewörter verrathen Härte; z. B. "Bei an der Jugend „wahrzunehmenden Leichtsinn finden wir „oft einen gewissen Zug von Gutmüthig„keit.„ Statt: "Bei dem an der Jugend „wahrzunehmenden Leichtsinn finden wir „oft einen gewissen Zug von Gutmüthigkeit.„— Zuweilen sind sie ganz überflüßig; z.B. "Er „fand in den Wellen im Meere, statt des „Meeres, sein Grab.„ — Eben so schadet die unnöthige Wiederholung eines Fügewortes dem Wohlklange; z. B. "von dir, von deinem Bru„der, von deinen Anverwandten, von den „meisten Bekannten wurde die Sache be„stätiget;„ Statt "Von dir, deinem Bru„der, deinen Anverwandten und den mei„sten Bekannten u. s. w.„

43.

Auſſer der Richtigkeit ist das nächste Erforderniß für den prosaischen Styl Deutlichkeit. Deut-

lich ist die Schreibart, wenn sie den Sinn der Rede dem Verstande völlig klar macht; so daß die Wahl der Worte und Ausdrücke denselben faßlich andeute, und den darzustellenden Gegenstand seiner logischen Wahrheit gemäß völlig erschöpfe. Wer sich nicht an ein richtig-logisches Denken gewöhnt, der wird gewiß in seinen mündlichen und schriftlichen Ausdrücken undeutlich und verworren sprechen oder schreiben. Die Deutlichkeit kommt der Klarheit als Synonym sehr nahe, und beide sind nur in so weit von einander unterschieden, daß jene mehr aus dem Sinn einzelner Worte und Sätze, diese hingegen aus dem ganzen stylistischen Gebäude und seinen Theilen zur Befriedigung des Verstandes hervorleuchtet. Soll der Styl daher klar seyn, so muß die Hauptidee aus ihren Theilen hell genug hervorgehoben urd erschöpfend auseinander gesetzt werden; die einzelnen der Hauptidee untergeordneten Theile müssen nach dem ihnen gebührenden schwächeren Lichte behandelt, und das Ganze selbst in eiue lichtvolle leicht zu überschauende Harmonie gebracht werden.

44.

Die Klarheit und Deutlichkeit wird durch die Angemessenheit sehr befördert. Diese vergleicht und wiegt genau das gegenseitig-abhängige Verhältniß

hältniß ab, welches zwischen dem Sinn der Rede und zwischen der für denselben passendsten wörtlichen Einkleidung Statt finden sollen. Sie prüft demnach streng die nach den verschiedenen Abstufungen edler oder unedler Wörter und Ausdrücke nothwendig zu treffende Wahl, und sucht die wörtliche Darstellung dem Character des darzustellenden Gegenstandes gemäß einzurichten, und demselben gleichsam anzumessen. In dem Beispiele: "Mit „Wollust leerte er den Becher der Freude, „den ihm die Tugend reichte,„ ist der Ausdruck „Wollust" unedel und zugleich unpassend, denn die Tugend gewährt ja dem Menschen höhere und reinere Gefühle. Der Ausdruck: "die mun„tern Vögel wiegten sich auf den Aesten,„ ist der Natur weniger angemessen, als wenn es hieße: „auf den Zweigen,„ weil das Wiegen auf Aesten nicht möglich ist, da nach Eberhard ein Ast aus dem Stamme des Baumes selbst hervorwächst, Zweige aber einen grünen und frischen Zacken bedeutet, welcher Blätter hat, und auf welchem also das Wiegen eher möglich wird. — Ueberhaupt beruht die Angemessenheit einzelner Wörter und Ausdrücke auf dem Unterschied zwischen Nützlichkeit und Schönheit oder zwischen dem prosaischen und poetischen Leben. So unterscheidet Eberhard in seiner Synonymik die Begriffe: Holz, Forst, Wald

und Hain sehr richtig, wenn er sagt: "Holz und „Wald bezeichnen überhaupt eine große Menge „obstloser Bäume, und wird einer jeden andern „Art der Benutzung des Landes entgegengesetzt; „man benutzt das Land zu Holz und Waldung, oder „zu Kornfeld, Wiesen ꝛc. Holz geht aber auf die „Materie der Bäume, und Wald auf ihre Menge. „Man nimmt von dieser dichten Menge auch die „Vergleichungen mit einem Walde her, wenn man „sagt: das Korn steht so dicht wie ein Wald. „Forst bedeutet einen Wald, sofern er das Ei„genthum einer physischen oder moralischen Person „ist. Der erste Beweggrund, die Wälder in For„sten zu verwandeln, war ohne Zweifel die Jagd. „Seitdem die Forsten entstanden sind, so giebt es „Forstgerechtigkeit oder ein ausschliessendes „Recht, in einem solchen Bezirk, den man Forst „nennt, zu jagen, Holz zu fällen u. s. w. und man „bestellt gewisse Forstbediente oder Förster, die „darüber die Aufsicht führen, und nach den Forst„ordnungen verwalten. Hain ist eine Baum„gruppe, bei welcher einer Gottheit geopfert wurde, „von der man glaubte, daß sie diesen Ort durch „ihre besondere Gegenwart heilige.„ — So ver„halten sich also diese Wörter: Holz (Forst), Wald und Hain wie etwa niedere, mittlere und höhere Schreibart, und Holz oder Forst würden also im

Geschäftsstyl, Wald in der mittleren Schreibart und Hain für die höhere oder poetische Sprache gebraucht. Alleine nicht immer müssen die Synonymé nach dieser Rubrik geordnet werden, denn der Dichter weiß auch die Nützlichkeit in seine höhere Welt mit hinauf zu ziehen.

45.

In Rücksicht der Angemessenheit hat überdieß die teutsche Sprache einen reichhaltigen Vorrath an den eben schon erwähnten sinnverwandten Wörtern (synonyma) aufzuweisen. Der Grund ihres verborgenen Unterschiedes und ihrer zugleich Statt findenden Verwandschaft läßt sich aus der Vergleichung der den synonymischen Begriffen gemeinschaftlich zukommenden Begriffsmerkmalen herausfinden, und sie sind der Sprache sehr dienlich, weil sie in dieselbe eine mannigfaltige, aber auch zugleich streng bezeichnende Begriffsabwechslung hineinlegen. Die Synonymik ist daher eine eigentliche Scheidekunst ähnlich-lautender Begriffe, wodurch unrichtige Verwechslungen und Zweideutigkeiten verdrängt, Richtigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit im Denken befördert, und der Geist an eine immer schärfere Denkkraft gewöhnt wird.

Stosch Versuch einer richtigen Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der teutschen Sprache. Frankfurt a. d. O. 1770.

J. A. Eberhard Versuch einer allgemeinen teutschen Synonymik, 6 Th. Halle 1795.

Dessen synonymisches Handwörterbuch der teutschen Sprache. Halle 1802.

46.

Eine andere, wichtige Eigenschaft eines guten Styls ist die Vollständigkeit, die aber immer die Gedrungenheit zur Seite haben muß, wenn sie nicht in unnütze Weitschweifigkeit ausarten will. Vollständig ist eine schriftliche Arbeit nur alsdann, wenn der prüfende Verstand keine Theile vermißt, welche dem Ganzen wesentlich zugehören, oder welche nothwendig dazu da sind, um das Ganze voll zu machen. Die Vollständigkeit bezieht sich eigentlich auf eine erschöpfende Begriffsentwicklung, und ist in dieser Rücksicht mehr logischer Natur; da aber die logische Entwicklung nur unter der Hülle der Sprache möglich wird; so kann allerdings auch von einer linguistischen Vollständigkeit die Rede seyn, welche in der Darstellung nichts übergeht oder vernachläßiget, was diese logische Zergliederung mit der Gewalt eines verständigen und erschöpfenden Sprachausdruckes bewirkt. Werden aber in der Darstellung dem Ganzen Begriffe und Ideen beigegeben, welche entweder als früherhin schon vorhanden, sich nur unter einiger Veränderung wiederho-

len, oder die sich zum Ganzen als unwesentliche, wohl gar fremdartige Theile verhalten; so ist dieß der Gedrungenheit zuwider, und die Schreibart geht alsdann in eine weitschweifige, verworrene Form über. Nur durch eine planvolle Begrenzung des Ganzen, wodurch alles Unwesentliche ausgeschlossen und jenes in eine lautere, klare Einfachheit gebracht wird, kann die Aufgabe einer gedrungenen Schreibart erreicht werden.

47.

In einem gebildeten Style ist ferner die Reinheit ein wesentliches Erforderniß. Sie vermeidet alles, was die Klarheit und Verständlichkeit der Rede verwirren und gleichsam trüben könnte, und ist daher eine Feindin von allen Arten sprachentstellender Barbarismen, Provinzialismen u. s. w. Sie begünstigt ~~also~~ den Purismus, ohne jedoch sich sclavisch an die oft allzusehr Zwang-auflegende Verteutschung Campe's zu binden, der durch seine zu oft gewagte Sprach-Reinigungstheorie sich selbst zum Widerspruch machte, indem seine verteutschten Begriffe nicht immer mit derselben Kürze und richtigen Bedeutsamkeit den dagegen eingetauschten, ausländischen Begriff ersetzten, und also die Schreibart dadurch unrichtiger, unbestimmter, dunkler, unverständlicher und weitschweifiger wurde, als sie vorher war.

Freilich räumte man sonst der lateinischen und französischen Sprache in der unsrigen zu viel Einmischungsrechte ein; alleine wenn man auch von diesem Extrem zurückkam; so dürfen wir nicht wieder auf ein anderes springen, und Gegenstände, wissenschaftliche Ausdrücke, Erfindungen, welche oft unserm Vaterlande nicht einmal angehören, mit teutschen Benennungen bezeichnen, die weder der Kürze noch dem Begriffe der Sache selbst, eben so richtig und bestimmt als die fremden Benennungen entsprechen.

48.

Diejenigen Wörter und Ausdrücke, welche mit der Reinheit der Sprache nicht übereinstimmen, und von bewährten Schriftstellern nicht als sprachrichtig angenommen oder gebraucht werden, heißen im Allgemeinen Barbarismen. Hieher rechnet man:

1) Solche Wörter und Ausdrücke, welche nur in gewissen Provinzen eines Landes üblich sind; aber in der Sprache der Gebildeten keine Autorität haben, und unter dem Namen Provincialismen oder Idiotismen bekannt sind; z. B. ne statt: nein; er frug, statt: er fragte; ausmerzen, statt: ausrotten; dusen, statt: schlummern; verden, statt: vor einem Jahre u. s. w. Nur der Volksdichter, soferne er uns den eigenthümlichen National-Character seines Volkes durch

die Sprache versinnlichen will, darf zu uns durch einen geläuterten Provinzialdialect reden, weil durch denselben das Individuelle dieses Volkes um so treffender uns in die Augen fällt, und aus der Sprache ein Volk am leichtesten zu erkennen ist. Wieviel würden Hebels Gedichte verliehren, wenn der Dichter in einer andern Sprache als in diesen treuherzigen Provinzialismen spräche?

49.

2) Barbarismen im engeren Sinn des Wortes: darunter versteht man den Gebrauch griechischer, lateinischer oder französischer Wörter und Ausdrücke, für welche uns doch die teutsche Sprache durch eben so genau bezeichnende und den Begriff der Sache erschöpfende Wörter hinlänglichen Ersatz leistet; z. B. Kalligraphie, statt: Schönschreibekunst; Archiv, statt: Urkundenkammer; Geographie, statt: Erdkunde; Physik, statt: Naturkunde; Centrum, statt: Mittelpunct; repetiren, statt: wiederholen; Silhouette, statt: Schattenriß; Solitude, statt: Einsamkeit; rigoureux, statt: strenge; reussiren, statt: gelingen u. s. w.

50.

3) Archaismen; dieß sind Wörter und Ausdrücke, welche noch aus den früheren Zeiten einer

weniger gebildeten Sprache herrühren, und nicht nur ein für den jetzigen veredelten Styl unpassendes Gewand des Alterthums an sich tragen; sondern zuweilen auch der Richtigkeit der Sprache zuwiderlaufen; z. B. sintemalen wir beschlossen haben, statt: da wir nun beschlossen haben; ich habe ihme gemeldet, statt: ich habe ihm gemeldet; gelahrt, statt: gelehrt; dannenhero, statt: daher.

51.

4) Neologismen. Dieß sind neuerfundene Wörter, welche ihrer Unbestimmtheit, Unrichtigkeit, Unverständlichkeit oder Unzulänglichkeit wegen, in Bezeichnung des Begriffes kein Bürgerrecht in der Sprache erhalten können; z. B. er bewahrheitete, statt: er versicherte in Wahrheit; er verfeindete sich mit ihm, statt: er gerieth in Feindschaft mit ihm; die tosenden Wellen, statt: die tobenden Wellen u. s. w.

52.

5) Soloecismen; dieß sind Fehler wider die Beugungsregel der Declinationen und Conjugationen; wider die Verbindungslehre der Wörter; z. B. die Täge, statt des richtigeren Gebrauchs: die Tage; ich backte Brod, statt des besseren Aus-

drucks: ich buck Brod; ich bürge vor ihn, statt: ich bürge für ihn, u. s. w. Die Griechen nannten alle Nationen Barbaren, so wie auch Fremde, welche sich oft in der griechischen Sprache Fehler schuldig machten, daher fremdartige Ausdrücke und Sprachfehler noch heut zu Tag Barbarismen genannt werden. Soloecismen leitet man von der Stadt Soloe oder eigentlich Soli in Cicilien her, deren Einwohner als attische Abkömmlinge den attischen Dialect nach und nach verlohren haben.

V.

Eintheilung der prosaischen Formen.

53.

Der prosaische Styl in Beziehung seiner Eintheilung, hängt von der Verschiedenheit, Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit des gesellschaftlichen Verkehrs ab, von den Formalien der in einander verflochtenen Geschäfts- und Berufsarten und von der verschiedenen Art und Weise, zur Erweiterung und Beförderung des menschlichen Ideentausches beizutragen; daher zerfällt er in verschiedene Arten.

54.

a) Der Geschäftsstyl (Canzlei- oder Curialstyl).

Dieser bearbeitet Stoffe, die aus der Contagrenz der so verschiedenartig sich durchkreuzenden Thätigkeiten des Staats und des bürgerlichen Lebens hervorgehen, und deren eigenthümliche Bearbeitung von den mannigfaltigen Verhältnissen abhängt, in welchen ein Staat zu seiner innern Organisation oder zu einem auswärtigen Staate steht; von dem Verhältnisse zwischen Regent und Unterthan und wiederum zwischen den einzelnen Unterthanen selbst, je nachdem sie unter sich in mancherlei Berührungen kommen. Es können daher folgende Geschäftsverhandlungen statt finden:

1) in öffentlichen Angelegenheiten:

a) Staaten mit Staaten. Hierher sind zu rechnen alle Arten Bündnisse, Kriegserklärungen, Manifeste, Negotiationen, Friedensschlüsse, Cartels wegen Auswechslung der Deserteurs, Allianzverträge, Freizügigkeitsverträge, Handelsverträge ꝛc.

b) Der Staat mit seinen Unterthanen; z. B. Landtagsordnungen, Ausschreibungen von Steuern und Abgaben, Rescripte, Mandate, Privilegien, Patente ꝛc.

c) Der Unterthan mit dem Staate; z. B. Gesuche, Bittschriften, Berichte, Klagen ꝛc.

d) Im Namen des Staats oder der Regierung, durch die Obrigkeit, d. h. gerichtlicher Styl im eigentlichen Sinn. Dieser bestimmt die rechtlichen Verhältnisse der Bürger gegen einander, sichert durch amtliche Vorweise und Privilegien die verschiedenen Stände und Zünfte des bürgerlichen Verkehrs, bearbeitet die über Rechtsverletzung eingegangenen Klagen, und stellt das gekränkte Recht des Einzelnen in seiner möglichsten Reinheit durch gerichtliche Untersuchungen und rechtskräftige Urtheile (Sentenzen) wieder her. Hieher gehören die Verhandlungen der Justiz und Polizei, Privilegien, Citationen, Licenzen, Relationen, Protocolle, Pässe, Lehrbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe, Attestate, Contracte, Consense, Vollmachten, Appellationen, Klagschriften, Testimonien, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine u. s. w.

2) In Privatangelegenheiten. Hierher rechnet man alle Arten von bürgerlichen Geschäften, welche auch ohne Mitwirkung der Obrigkeit unter den Bürgern abgemacht werden können. Z. B. Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Abschiede, Miethsverträge, Ankündigungen ꝛc.

55.

Alle diese einzelnen Arten des Geschäftsstyls sind in Rücksicht der Darstellung unter einander verschieden, je nachdem es der Grad der Wichtigkeit des Stoffes erfordert, denselben in einer bald mehr, bald weniger erhöhten Form der Sprache darzustellen. Die aus dem gewöhnlichen, bürgerlichen Geschäftsleben genommenen Stoffe und die gerichtlichen Arbeiten eignen sich bald für die niedere, bald für die mittlere Darstellung; auch Verhandlungen der Regierung oder des Staats gehören meistens unter die mittlere Schreibart, und nur einige Gattungen des sogenannten Hofstyls, als Manifeste, Kriegserklärungen ꝛc. können zuweilen zu der höheren Schreibart gerechnet werden. In den neueren Zeiten finden sich wirklich ausgezeichnete Muster letzterer Art vor, die in Rücksicht ihrer bündigen Kürze, ihrer eindringenden, politischen Wahrheit und würdevollen Einfachheit nicht nur dem damit beabsichtigten Zwecke vollkommen entsprechen, sondern auch linguistisches Interesse erregen.

56.

In den amtlichen Schreibarten muß die möglichste Pünctlichkeit, Deutlichkeit, Prunklosigkeit, und ruhige kalte Besonnenheit vorherrschend seyn. Die dabei vom Staate einmal festgesetzten Formalien

und Terminologien nebst den sogenannten Titulaturen, dürfen der Ordnung und juristischen Sicherheit wegen, nicht leichtsinnig überschritten werden; jedoch wird der gebildete Geschäftsmann von der veralteten, oft weitschweifigen und schwerfälligen Darstellungsgabe eigensinniger Actenmänner sich loszumachen wissen, und auch hier dem freieren Zeitgeiste ohne Schaden der Sache huldigen. Bei Obligationen, Quittungen u. s. w., als einzelne Theile von Privatangelegenheiten, ist eine vorsichtige Genauigkeit anzuempfehlen, weil übereilte Ausfertigungen derselben oft Schaden nach sich ziehen. Traueranzeigen, Bekanntmachungen von Hochzeiten und Taufen, gewinnen durch die möglichste Kürze und Einfachheit, denn Schmerz und Freude sind arm an Worten, und widersprechen sich durch Redseligkeit.

J. G. Claudius allgemeiner Briefsteller für das gemeine bürgerliche Leben. Leipzig 1813.

Nicolaus Thaddäus Gönner (Hof- u. Staatsrath, Prof.), Grundsätze der juristischen Praxis sowohl im Allgemeinen als in Anwendung auf jede Gattung juristischer Aufsätze. Bamberg 1797.

Joh. Christ. König (ehmal. Prof. zu Altdorf), Formularbuch für außerordentliche Handlungen und freiwillige Gerichtshandlungen. Nürnb. 1797.

Dessen Formularbuch für prozeßualische Handlungen. Nürnb. 1801.

57.

b) Der Briefstyl.

Der Brief ist nichts anders als ein stellvertretendes Mittel, in Ermangelung einer mündlichen Unterredung sich schriftlich mit einander zu besprechen, um dadurch mit entfernten Personen entweder Geschäfte abzumachen, Verbindungen anzubieten, oder schon geschloßne zu erhalten, oder über Angelegenheiten des Herzens oder Geistes sich mitzutheilen. Die Richtschnur, nach welcher die meisten Briefe zu stylisiren sind, muß einzig und allein dem im gebildeten Leben üblichen Ton mündlicher Unterhaltungen analog seyn, und zwar unter der Voraussetzung, daß der mündlich oft abgebrochene Gesprächston in dem Briefe sich in einem zusammenhängenderen Ideengange darstelle. Einfachheit, Leichtigkeit, Deutlichkeit, Ungezwungenheit und Prunklosigkeit sind die wesentlichen Theile eines gut geschriebenen Briefes. Die meisten Arten desselben gehören zur niedern und mittleren Schreibart: nur Briefe der Sentimentalität gehen zuweilen in die höhere Schreibart über, und nehmen sogar oft lyrischen Character an.

58.

Um den einmal angenommenen Ton in einem Briefe festzuhalten, und demselben durchgängig treu zu bleiben, ist es rathsam, den angefangenen

Brief ohne Unterbrechung zu vollenden, weil wir so leicht durch andere unterdessen vorgenommene Geschäfte oder augenblickliche veränderte Verhältnisse in eine andere Stimmung versetzt werden können, die sich alsdann auch auf den Ton unseres Briefes überträgt, und ihm die gefällige Einheit benimmt, die jeder Art von correcten Briefen zukommen muß.

59.

Da der Brief die Stelle mündlicher Unterhaltung vertritt, so muß er neben seiner orthographischen Richtigkeit auch deutlich und klar geschrieben seyn, welches vorzüglich bey Geschäftsbriefen erforderlich ist, indem durch übereilte Uebertretung dieses Gesetzes so leicht nachtheilige Folgen für den Gang des Geschäfts entstehen können, die sich oft weniger wieder so schnell ungeschehen machen lassen, als es die mündliche Nähe erlaubt.

60.

Bei Beantwortungen ist der empfangene Brief die beste Richtschnur. Der darin enthaltene Ideengang, falls er auf epistolische Correctheit Anspruch machen kann, werde der nämlichen Ordnung gemäß und mit befriedigender Bestimmtheit beantwortet; man spare die Antwort nicht zu lange auf, sondern benütze nach vorhergegangener, reiflicher Ueberlegung die erste Stimmung, in welcher uns

der erhaltene Brief versetzte, wodurch die Feder weit flüssiger den Gegenstand bearbeiten wird, als es späterhin der Fall seyn dürfte. Nur bei leidenschaftlich-geschriebenen und beleidigenden Briefen lasse man die ersten empfindlichen Eindrücke in dem Gemüthe vorübergehen, denn die dadurch verursachte, ungestüme Sprache könnte uns sonst wieder neue und vielleicht noch schmerzlichere Wunden schlagen, als die ersteren waren.

61.

Bei Abfassung des Briefs versetze man sich lebhaft in dasjenige Verhältniß, in welchem man mit demjenigen steht, an welchen geschrieben wird, damit der Ton dieser schriftlichen Zusammenkunft in eine genaue Parallele mit demjenigen Verhältniß gezogen werde, in welchem man mündlich mit dieser Person zu stehen pflegt.

62.

Da ein Brief eigentlich die Stelle einer mündlichen Unterhaltung vertritt, so müßte er, der letztern gemäß, nach drei Theilen angelegt werden, weil wir jeden anständigen Besuch, den wir irgend wo abstatten, gemeiniglich in drei Abschnitte theilen, nämlich in den Antrittsgruß, dann in die Angabe oder Ursache unseres Besuchs, und endlich

in

in den Abschiedsgruß. Alleine wer überhaupt im Briefschreiben sich immer an solche ängstliche Formen binden wollte, der würde sich um manche schöne Eigenschaft des Briefes bringen; daher schreitet auch der gefällige und leicht entworfene Briefstyl über manche Regeln hinweg, die in andern prosaischen und rhetorischen Formen rücksichtlich der logischen Eintheilung nicht umgangen werden dürfen; er gefällt sich oft besser in einer ungezwungenen, freien, ja beinahe planlosen Zusammenstellung von Ideen, wenn gleich dieser scheinbaren Willkühr dennoch ein ordnender, aber nur etwas tiefer liegender Plan zum Grunde liegt, nach welchem die allgemeinen für jedes stylistische Product unerläßlichen Regeln der Composition nicht übergangen werden dürfen. Der eigentliche Hauptinhalt (causa scribendi) eines jeden Briefes kann übrigens in verschiedener Form vorgetragen werden; denn bald ist er berichtend, z. B. in ökonomischen Briefen, bald erzählend oder factischen Inhalts, bald belehrend oder didactisch, bald nimmt er wiederum die Form eines Gesuchs, einer Bitte an u. s. w.

63.

Weil die Schreibart der Briefe sich uns in so verschiedenartigen Formen zeigt; so lassen sich nicht

wohl ganz bestimmte Regeln angeben, nach welchen diese an sich gar nicht leichte Schreibart erlernt werden könnte. Musterhafte Briefe oft zu lesen, und Selbstübungen anzustellen, um dadurch nach und nach sich seine eigenthümliche Form gleichsam selbst zu erfinden, sind die besten Mittel, um sich den im Leben gar nicht so unwichtigen und unnützen Ruf eines guten Briefstellers zu verschaffen.

64.

Die Teutschen haben schätzbare Muster von gutgeschriebenen Briefen aufzuweisen, worunter Gellert, Rabener, Gleim, Jacobi, Lessing, Mendelssohn, Nikolai, Garve, Matthison, Sintenis, Herder, Eberhard, Göthe ꝛc. als die vorzüglichsten zu nennen sind. Sie haben gegen andere Nationen dieses Feld der teutschen Sprache erst später mit Glück angebaut, denn frühere Producte zeigen von Gezwungenheit, Steifheit und sind gegen die neueren gehalten, meist aller Würze beraubt, woran vorzüglich die den Teutschen so lang angeklebte gezwungene Formalitätssprache, die sich zuweilen von seinem Umgang auf seine Briefe übertrug, Ursache gewesen seyn mag. Als Probe eines ungebildeten Geschmacks gehört hieher:

Benjamin Neukirch, teutsche Briefe. Nürnberg 1755. 8.

Dessen Anweisung zu deutschen Briefen. Nürnberg 1760. 8.

65.

Der Geschäftsbrief.

Sein Character ist Kürze, Bestimmtheit, Genauigkeit und Einfachheit, entfernt von der Sprache der Vertraulichkeit; und er fällt in das Lächerliche, sobald er sich durch einen eleganten Sprachschmuck oder durch freundschaftliche Empfindsamkeit über seine Stelle erheben will. Eine delicate Beobachtung gewisser Formalien und Titulaturen ist ein Wesentliches dieser Schreibart, vorzüglich im gerichtlichen Geschäftsbrief. Nur der einfache Kaufmannsbrief verträgt am wenigsten dieses in andern Ständen übliche Ceremoniel, weil der Kaufmann zu seinem Correspondenten oder Handelsfreund in einem höchst einfachen Verhältnisse steht.

66.

Der Höflichkeits- oder Convenienzbrief.

Die feinern und von einander abhängigen Verhältnisse des Lebens veranlassen diese Briefart, deren Darstellung genau nach der Eigenthümlichkeit desjenigen Verhältnisses abgewogen werden muß,

in welchem man zu der Person steht, an welcher dieser Brief gerichtet wird. Daher herrscht in seiner Form eine nach Maasgabe dieses Verhältnisses bestimmte Abgemessenheit; entfernt von aller ungezwungenen Vertraulichkeit läßt sie des andern überwiegendes Verhältniß nicht außer Acht; sondern erkennt seine höher stehende Persönlichkeit durch eine auf guten Ton und auf den herkommlichen Formen der Höflichkeit gegründete Schreibart. Daraus ergiebt sich die Schwierigkeit dieser an sich undankbaren Briefform; denn indem von einem gut geschriebenen Briefe Leichtigkeit und Ungezwungenheit gefordert wird, stellen sich uns im Convenienzbriefe Bedingungen entgegen, die gerade die Befolgung obiger Regeln sehr erschweren. Er wird angewendet bei Vermählungen, bei freudigen Ereignissen in Familien; bei Geburten, Amtsbeförderungen, beim Jahreswechsel, bei Geburts- und Namenstagen, bei Todesfällen ꝛc.

67.

Der Empfindungsbrief.

Diese Briefart ist weniger Schwierigkeiten unterworfen, weil sie die Angelegenheiten unseres Herzens oder unser eignes Selbst betrifft, und also einen Stoff sich zum Grunde legt, mit dem wir am besten vertraut sind. Er findet zwischen Perso-

nen statt, die wir achten und lieben, denen wir so gerne, ihnen oder uns zur Freude und zum Trost, unser Innerstes enthüllen möchten, um ihnen durch Beweise unserer Liebe, Dankbarkeit, Sehnsucht, Hochachtung, oder unseres Wohlwollens erkennen zu geben; er betrifft Aeltern, Kinder, Gatten, Geschwisterte, Verwandte, Erzieher, Wohlthäter, Freunde, kurz alle Bande der Freundschaft und Liebe. Es kann daher nicht schwer seyn, Briefe dieser Art in ihrer gehörigen Form darzustellen, sobald Bildung des Herzens und des Geschmacks vorhanden ist. Je edler der Mensch ist, je mehr er zu schätzen weiß, was das Leben uns durch die Liebe und Freundschaft guter, gebildeter Menschen giebt, desto williger und leichter wird die Feder die Sprache des erwärmten Herzens treffend nachschreiben; und selbst weniger geistig ausgebildete Menschen beweisen, wie oft hier das Herz die mangelhafte Geschicklichkeit ersetzt. Daher erhebt sich diese Briefart bei tief fühlenden Gemüthern zuweilen bis zur lyrischen Form, was aber freilich nur bei außerordentlichen Angelegenheiten des Herzens der Fall seyn darf. Die Unterrichtsregeln für diese Form muß jeder in der bald mehr bald weniger edlen Gestaltung seines Innern aufsuchen, denn hier steht Kunst und Gefühl in der innigsten Verbindung, und wenn auch zuweilen ein verwahrloßtes Gemüth sich

durch Kunst in diese Stylart hinarbeitet; so wird der gebildete und scharfe Menschenkenner den auf diesem weiten Felde der Empfindungen hineingeschlichenen Fremdling gar bald erkennen.

68.

Der humoristische Brief.

Er ist als Brief des Witzes und der frohen Laune unter allen die schwerste Aufgabe, und in keiner der vorigen Briefarten wird der Mangel an Originalität so schnell und leicht fühlbar als in dieser. Nur glückliche, von der Natur bewirkte Anlagen, eine durch keine Kunst zu erlernende eigenthümliche Bildung des Gemüths und des Geistes machen es hie und da manchem Individuum möglich, in dieser Stylart mit glücklichem Erfolge sich auszuzeichnen. Fehlt aber jene ätherische Leichtigkeit des Frohsinns, die anlockende gutmüthige Vertraulichkeit, der muntere ungezwungene Scherz, die über die conventionellen Formen des Lebens leicht dahin gleitende, heitere Laune, jener schnell zu Gebote stehende und treffende geistige Witz; so irren wir uns, wenn wir glauben, durch Fleiß und Mühe dieser schwierigen Briefart Meister zu werden; denn gerade das, was diesem Briefe die schönste Würze giebt, nämlich eine Ungezwungenheit, welcher man keine erlernte Kunst ansehen kann, eben das wird

jenem mit Mühe erkünstelten Producte fehlen, und uns daher unbefriedigt lassen. Dessen ohngeachtet muß diese humoristische Schreibart stets in den Grenzen der Schicklichkeit festgehalten werden, sich nichts erlauben, was den Begriffen unserer moralischen Maximen zuwiderläuft; was den auf ungezwungene, gefällige Sittenbildung begründeten guten Ton beleidigt oder vielleicht gar mit der zügellosen Sucht boshafter Satyre übereinstimmt. Wohl aber überschreitet sie mit Leichtigkeit die ängstlichen Formen der abgezirkelten Wohlstandswelt, macht diese oft zum Gegenstand ihres treffenden Witzes, und ahmt vielleicht sogar jene ängstliche und steife Form absichtlich nach, um durch diese lächerliche Maske das Gefühl des Scherzes und des Lächerlichen rege zu machen.

69.

Der wissenschaftliche oder belehrende (didactische) Brief.

Dieser erwählt sich unter dem Gewande der Briefform irgend einen Theil aus dem Gebiete menschlicher Erkenntniß, z. B. aus den Erfahrungen des Lebens, aus irgend einer Wissenschaft, aus der Sittenlehre oder Religion ꝛc. entwickelt denselben mit Klarheit und Ueberzeugung, um durch diese epistolische Entwicklung entweder andere zu belehren, oder wis-

senschaftliche Unterhaltung zu bezwecken. Diese Art Briefe kann statt finden zwischen Aeltern, Erziehern, Lehrern und ihren Kindern oder Zöglingen, zwischen Gelehrten, Freunden ꝛc.; sie muß aber neben einer regelmäßigen Bearbeitung des erwählten, wissenschaftlichen Stoffes auch der eigentlichen Briefform nach den Regeln des Briefstyls gehörig entsprechen, um auf der einen Seite den logischen Forderungen der Wissenschaft selbst Genüge zu leisten; anderer Seits aber sich von der bloßen Abhandlung zu unterscheiden.

Langes freundschaftliche Briefe. Berlin 1746.

Gellerts Briefe und practische Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1758.

J. G. Jacobi Briefe. Berlin 1768.

Winkelmanns Briefe an seine Freunde, Dresden 1777.

Dessen Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

Dessen Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde. Berlin 1781, 2 Th.

Salomon Geßners Briefwechsel mit seinem Sohne. Während des Aufenthalts des letztern in Dresden und Rom. In den Jahren 1784 — 85 und 1787 — 88. Bern und Zürich bei H. Geßner. 1801.

J. F. Heynatz Briefe über die teutsche Sprache. 4 Th. Berlin 1771 — 74.

Dusch moralische Briefe zur Bildung des Herzens, 2 Theile.

K. L. Reinhold Briefe über die Kantische Philosophie, 2 Th. 1790.

J. C. Hofbauer, Naturlehre der Seele in Briefen, Halle 1796.

K. F. Sintenis Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit. 4 Th.

J. G. Herders Briefe über das Studium der Theologie. 4 Th.

J. G. Herders Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Th.

J. A. Eberhard Handbuch der Aesthetik in Briefen, 3 Th. Halle 1803.

K. P. Moritz teutsche Sprachlehre in Briefen. Berlin 1806.

70.

Der prosaisch-belehrende oder didactische Dialog.

Wenn zwei oder mehrere Personen ihre Urtheile, Meinungen und Ideen über wichtige Angelegenheiten des menschlichen Wissens in der stylistischen Form eines abwechselnden, leicht dahin fliessenden Gesprächstons einander sich mittheilen; so bildet sich dadurch der belehrende Dialog. Er versinnlicht die Denkungsweise mehrerer Individuen, indem sie irgend einen Satz oder eine allgemeine Wahrheit in intellectueller, moralischer, ästhetischer oder religiöser Hinsicht aufstellen, um durch abwech-

selnde, dialogisirte Raisonnements in die innere Construction des aufgestellten Begriffs immer tiefer hineinzudringen, und durch diese socratische Entwicklungsmethode die herausgehobenen Wahrheiten uns immer näher heraufzubringen und zu beleuchten. Gewöhnlich erwählt sich der dialogische Vortrag seinen Stoff aus irgend einer Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie oder aus den Erfahrungen des Lebens u. s. w. Der Dialog hält sich aber von dem Gebiete der feindlichen Polemik entfernt; er schreitet vielmehr in einem geselligen Tone und mit einer immer heller-entwickelnden und überzeugenden Darstellung über das Gebiet des aufgestellten Themas ruhig und befriedigend hinweg. Er wird uns um so eher interessiren, je mehr die dialogisirenden Personen die möglichst-umfassende Gründlichkeit und Einsicht in derjenigen Wissenschaft verrathen, aus welcher sie einen einzelnen Theil dialogisch erörtern und je ungehinderter und freier der Fluß ihrer Rede unsrer innern Ueberzeugung entgegenströmt.

Joh. Jac. Engel Abhandlnng über Handlung, Gespräch unb Erzählung in der neuen Bibl. der schön. Wissenschaft. XVI. 177.

Dessen Philosoph für die Welt. Leipzig 1775. 1777. 2 Th.

Dessen Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln. Berlin 1780.

Joh. Ge. Sulzer allgem. Theorie der schönen Künste in dem Artikel Gespräch.

Joh. Christoph Adelung über den teutschen Styl. 2 Th. Berl.

Gotthold Ephraim Lessing Ernst und Falk. Wolfenb. 1778.

Moses Mendelssohn philosoph. Gespräche, in seinen philosoph. Schriften. Berlin 1722. 2 B. Phädon. Berlin 1776.

Christoph Martin Wieland Dialogen des Diogenes von Sinope. Leipz. 1770.

Dessen Göttergespräche. Leipzig. 1791.

Joh. Gottfr. Herder Gespräch über die Seelenwanderung.

Dessen dialogische Formen in einigen Stellen der hebräischen Poesie.

71.

Der Lehrstyl oder die prosaisch-didactische Form.

Auch dieser entwickelt Theile des menschlichen Erkenntnißvermögens in intellectueller, moralischer, ästhetischer oder religiöser Beziehung; er stellt uns aber dieselben in einem zusammenhängenden Vortrage dar, so daß unter der Einheit der Form alles Einzelne verbunden wird, und daraus ein harmonisch-geordnetes, wissenschaftliches Ganze entspringt. Der Lehrstyl erfordert eine sehr einfache Schreibart, weil diese ihrer Faßlichkeit wegen für

den belehrenden und überzeugenden Vortrag die brauchbarste ist; nur philosophische Vorträge nehmen zuweilen einen etwas höheren Character an. Das Gebiet des Lehrstyls ist eben so ausgebreitet, als es der Reichthum menschlicher Ideen selbst ist, und je mehr er in ruhiger Besonnenheit, Klarheit und eindringender Ueberzeugung die aufgestellten Begriffe entwickelt, und uns von der Wahrheit derselben mit wissenschaftlicher Schärfe überführt, desto gewisser hat er seinen Zweck erreicht.

72.

Der populaire Lehrstyl.

Dieser entfernt alles, was das Gepräge eines gelehrten Vortrags an sich trägt, und er will nichts, als mit einer leicht verständlichen Popularität auf eine mehr für das gewöhnliche Leben berechnete Sphäre hinwirken. Hieher sind alle Arten von Jugend- und Volksschriften zu rechnen, an denen wir in unsern Zeiten die brauchbarsten Muster aufzuweisen haben, z. B. von Campe, Salzmann, Basedow, Weiß, Rochow, Glatz, Becker, Niemeyer ꝛc.

73.

Der systematische Lehrstyl.

Er hat die Aufgabe zu lösen, aus dem großen Gebiete der menschlichen Begriffswelt irgend eine

Wissenschaft in einer ihrem Wesen entsprechenden lückenlosen und harmonischen Aufeinanderfolge so darzustellen, daß alle Theile mit wissenschaftlicher Innigkeit streng in einander greifen; daß ihr Zusammenhang nach logischen Gesetzen aufs strengste geordnet sey, daß jede Aufhäufung unnöthiger den Gang der Ideen hindernder Begriffe vermieden und hingegen nichts vermißt werde, was als integrirender Theil des Ganzen die Wahrheit dieses wissenschaftlichen Gebäudes erschöpfend vollende. Diese wissenschaftliche Totalität heißt ein System, und die Form desselben ein systematischer Vortrag. Entwickelt letzterer aber eine Wissenschaft aus den höchsten und reinsten Vernunftprincipien, und steigert er seine Theorien bis zu metaphysischen Ansichten; so erhebt er sich zum philosophisch-systematischen Vortrage im strengen Sinn des Worts. Letzterer ist die höchste Blüthe des menschlichen Erkenntnißvermögens und Scharfsinnes, und wenn gleich alle Systeme dem gemeinsamen Loose menschlicher Endlichkeit und Unvollkommenheit nicht völlig entgehen können, und nach ihrem momentanen Geistesglanze wiederum veralten oder von neueren Systemen verdrängt werden, so verbürgen sie doch dem Menschen die Würde und hohe Bestimmung seiner scharfsinnigen Geisteskraft. Hieher gehören alle systematischen und philosophischen Vorträge von Kant,

Garve, Mendelssohn, Lessing, Herder, Schelling, Fichte ꝛc.

74.

Wird zuweilen nur irgend Ein Theil aus dem Gebiete eines Systems herausgehoben, und derselbe einer noch genaueren und eindringenderen Verarbeitung gewürdiget, als es das gesammte Gebiet dieser Wissenschaft erforderte; so heißt diese isolirte Theorie eine Abhandlung, z. B. Abhandlungen in literärischen Blättern ꝛc.

75.

Wird eine Wissenschaft in gedrängter aber systematischer Kürze bearbeitet, so daß aus der harmonischen Rundung des Systems die wesentlichsten Theile nicht vermißt werden; so heißt dieß Auszug des Systems oder Compendium. Der Zweck desselben geht vorzüglich dahin, nur das wissenschaftliche Gebälke aus der Fülle des nach einem größeren Maasstabe reichhaltiger bearbeiteten Systems herauszuheben, um durch diese Trennung die Wissenschaft zu einer leichtern Uebersicht dem Verstande anzubieten, und ihm als ein vorbereitender Leitfaden zu dienen, wenn er das mit einer fruchtbaren, wissenschaftlichen Intensivität angelegte System selbst betreten will. Logische Anordnung und Ge-

nauigkeit ist hier die Hauptbasis des compendiarischen Vortrags; die Sprache erscheint hier mehr untergeordnet, und eignet sich nur alsdann für denselben, wenn sie durch die bündigste Kürze und mit erschöpfender Strenge die aufgestellten, wissenschaftlichen Begriffe darstellt.

76.

Um den Faden des zuweilen dunklen und eng in einander verschlungenen Ideenganges in einem systematischen Werke um so leichter auffinden, und sich in die Neuheit der darinnen aufgestellten Ansichten und philosophischen Terminologien desto leichter hineinarbeiten zu können; so werden in besonders dazu gewidmeten Schriften die schwierigsten und verwickeltsten Stellen erklärt, und durch eine genauere Zergliederung derselben noch mehr für die Faßlichkeit bearbeitet. Diese Schriften nennt man Commentare.

77.

Der kritisirende Vortrag faßt alles in sich, was über die Aechtheit, Gültigkeit und Wahrheit des Stoffes oder der Ideen (dialectisch) und über die Richtigkeit der Darstellung oder der Form (kritisch) gesagt werden kann. Jemehr kritisirende Schriften neben einer edlen Wahrheitsliebe, ruhiger Par-

theilosigkeit und Entfernung aller beleidigenden Personalitäten und mit einem scharfsinnigen, alles durchdringenden Beobachtungsgeiste sich aussprechen; jemehr sie sich durch die allseitigste Genauigkeit und durch die tiefste Einweihung in ein zu bekritisirendes wissenschaftliches Gebiet ankündigen, destomehr wird ihr Zweck, Wahres vom Falschen zu sondern, erreicht, desto eher erheben sie sich zu einer würdevollen Classicität, und erwerben sich Achtung und Glauben. Und selbst dann, wenn die Kritik sich genöthiget sieht, zum Nutzen der Wahrheit mit strengem Ernste gegen ihre Feinde zu Werke zu gehen, und die Gegenparthei in Rücksicht ihrer absichtlichen Widersetzlichkeit gegen reine Wahrheit mit Kunst zu überweisen; selbst dann wird sie nie außerhalb den Grenzen einer gerechten Polemik die Wahrheit erringen wollen.

78.

Der geschichtliche oder historische Styl.

Wenn der prosaisch-didactische Styl der Entwicklung wissenschaftlicher Begriffe und Wahrheiten gewidmet ist; so hat der geschichtliche das reichhaltige Feld alles Factischen anzubauen. Er bearbeitet alles Wissenswerthe aus dem großen Gebiete der Natur, oder interessante Ereignisse und Vorfälle,

aus

aus dem Leben und endlich Charactere, Handlungen und Begebenheiten, welche in das große Rad ächt historischer Erscheinungen eingreiffen (Geschichte im engern und eigentlichen Sinne). Der Geschichtsvortrag characterisirt sich überhaupt durch Deutlichkeit, Faßlichkeit, Einfachheit und lebhafte, bündige Kürze. Blumenreicher Styl ist dem Ernst und der Würde der Geschichte zuwider, und erregt in dem ruhigen und besonnenen Geschichtsforscher ein billiges Mißtrauen. Wohl aber wußten einige neuere Geschichtschreiber unbeschadet der historischen Wahrheit dem Geschichtsstyl ein wahrhaft classisches Ansehen zu geben, ohne den treuen Buchstaben der Geschichte zu verletzen, oder in schwülstige Blumenphrasen zu verfallen, wie Johannes Müller und Schiller zeigen.

79.

Der natur-historische Styl.

Er faßt alles in sich, was als historische Erscheinung aus dem großen Buche der Natur aufgezeichnet zu werden verdient, und bearbeitet nicht nur die Erscheinungen und Ereignisse unserer Erde sondern auch des ganzen Universums. Dieser Vortrag nimmt in den meisten Fällen eine beschreibende und erzählende Form an, und nur in natur-philosophischen Werken steigert er sich zu derjenigen hö-

hern Würde hinauf, die jedem philosophischen Vortrag als einer metaphysischen Sprache eigen seyn muß. Hieher gehören C. Ph. Funke, Sömmering, Zimmermann, Forster u. s. w.

J. E. Bode Anleitung zur allgemeinen Kenntniß der Erdkugel. 1803 u. s. w.

E. A. W. Zimmermann geographische Geschichte des Menschen. Leipzig 1778.

C. Phil. Funke Naturgeschichte ꝛc. 3 Th. 1790.

— — — practische Geschichte des Menschen. 1799.

— — — Handbuch der Physik. 1797. u. s. w.

Thomas Sömmering vom Baue des menschlichen Körpers. 6 Th. Frankf. a. M. 1791 — 1796.

Joh. Reinh. Forsters Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte u. s. w., aus dem Engl. übersetzt von Georg Forster. 1783.

J. Kant metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft. 1786.

F. W. J. Schelling von der Weltseele ꝛc. Hamburg 1809.

80.

Der geographische Styl.

Er handelt überhaupt von der natürlichen Construction unsers Erdbodens, schildert die mannigfachen Producte, die von der Erde zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen in einem Lande

gewonnen werden, und bezeichnet die sich einander durchkreuzenden Grenzberichtigungen der durch Verträge oder Krieg erworbenen Ländern. Er erörtert demnach die Lage, die Gestalt, die Größe und das Klima dieser Länder, erwähnt der politischen und statistischen Verhältnisse, in denen ein Staat lebt, und schildert die Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner. Die geographischen Schriften im engern Sinne des Worts nehmen gewöhnlich die compendiarische Schreibart an, doch ist der Vortrag in Reisebeschreibungen, die auch hieher gehören, ausgedehnter, geschmückter und flüßiger als in jenen Schriften.

J. W. von Archenholz England und Italien, 5 Th. in 3 Bde. Karlsruhe 1787.

C. Meiners Briefe über die Schweiz. 4 Th. Tübingen 1791.

G. Forster Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im Jahr 1790, 3 Th. 1791.

C. A. Fischer Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua. 1799 u. s. w.

J. G. Seume Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. 2 Th. Dresden 1811.

— — — Mein Sommer 1805. Leipzig 1806.

Friedr. von Matthison Erinnerungen. 2 Bde Zürich 1810.

81.

Der geschichtliche Styl (im eigentlichen Sinne des Worts.)

In diesem wird alles erörtert, was wichtige Begebenheiten, Charactere und Handlungen je Grosses bewirkt haben. Die Erde, als das Wohnhaus der Menschen, stellt sich uns hier als Bühne dar, auf welcher jeder seine Rolle innerhalb dem Gebiete menschlicher Freiheit abzuspielen hat. Die Art und Weise, wie die auf diese Freiheit gegründeten Handlungen an einzelnen Individuen erscheinen, zeigt sich analog an dem größern Maasstabe ganzer Völker. Ueberall Egoismus, Liebe zum Eigenthum, Kraft und Wille, dasselbe sich zu erhalten, oder auf Unkosten anderer es zu vermehren. Aber eine durch Vernunft bald mehr bald weniger geregelte Freiheit sucht dieses fesselloſe und gefährliche Spiel zu lenken, und wohlthätig zu begrenzen. Menschliche Kräfte und Klugheit vereinigen sich, um jeder ungerechten und größern Kraft desto sicherer zu begegnen, man erwählt den Tapfersten und Klügsten zum Anführer, und lohnt ihn späterhin mit Königskronen. Es entwickelt sich die edle Liebe zum Vaterland, Achtung vor Gesetzen zügelt und befriediget die Völker, und mit dem Aufhören des herrnlosen Eigenthums wird das Besitzthum mehr gesichert, und die

Feindseligkeit vermindert. Der wilde Fremdling gewöhnt sich nach und nach an den stetigen Wohnsitz der Städte, mit ihren Mauern sucht er sich gegen die noch nicht zum Schweigen gebrachte, wilde Naturkraft zu schützen, und sich endlich durch die darinnen aufgeblühten und nach und nach veredelten Wissenschaften und Künste zu verwahren, damit er nicht in seine alte Barbarei wieder zurück falle. So wurde der Mensch ein Volk, so kettete er sich an den heimathlichen Boden, so erhielt er seinen Herrscher, sein heilig-bindendes Gesetz. — Dieß ist im Allgemeinen der Stoff, den der Geschichtschreiber zu bearbeiten hat. Deutlichkeit, leichtfaßliche Ordnung, Genauigkeit, planvolle Verkettung und richtige Gruppirung der Hauptmomente mit den minder wichtigen Begebenheiten, richtige und treffende Zeichnung der historischen Charactere, eine passende Vermengung der den Hauptfaden der Geschichte erläuternden Episoden, Vermeidung aller Weitschweifigkeit, und in dem Gewande einer ruhigen, sich selbst mässigenden und nur zuweilen aufschimmernden Sprache, ist der Hauptcharacter aller richtig angelegten, historischen Zeitbücher.

82.

Specialgeschichte.

Ihre engste Grenze ist die Geschichte eines einzelnen Individuums, oder die Lebensbeschrei-

bung, Biographie. Diese stellt uns einen über den Gang des gemeinen Lebens hervorragenden Character auf, der in practischen Lebens-Verhältnissen durch große Unternehmungen, durch ein sonderbares Schicksal, oder in der Sphäre der Kultur oder Kirchengeschichte sich historisch auszeichnete. Der dargestellte Character muß in einem partheilosen, gerechten Sprachtone geschrieben seyn, und das Wohlgefallen an der aufgestellten Characteristik darf nicht durch eine blumenreiche, leicht täuschende Schreibart erkauft werden. Gründliche Kenntniß des Menschen, strenge Wahrheitsliebe, eine auf Grundsätzen befestigte und gerechte Humanität, eine reife, gediegene Erfahrung in der ernsten Schule des Lebens beurkunden außer einer allseitigen, intellectuellen Ausbildung den zuverlässigen Biographen.

Versuch einer Geschichte Kaiser Karls des Großen (vom Professor Hegewisch zu Kiel) Leipz. 1777.

J. M. Schrökh allgemeine Biographien. 8 Theile. Berlin 1785.

Desselben Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. 2 Th. Leipz. 1789.

F. Schlichtegroll Nekrolog der Teutschen, seit 1790.

Ueber Tho. Abts Schriften; ein Torso von einem Denkmal von Herder; 1768.

C. B. Schirach Biographien der Teutschen, Th. I-VI. Halle 1770. ꝛc.

83.

Von gleicher specieller Form ist die Geschichte mehrerer Individuen, die ein Ganzes oder eine Gesellschaft bilden. Dem Stoffe nach sind diese Schriften oft mit Vorsicht zu gebrauchen, weil der Geschichtsschreiber entweder als ein Mitglied oder als ein Auswärtiger sich leicht der Partheilichkeit schuldig machen kann. Die Darstellung hat sich mit der Entstehung, dem Fortgange oder mit dem Untergange dieses gesellschaftlichen Vereins zu beschäftigen, und man rechnet hieher die Geschichte gelehrter Gesellschaften, geheimer Verbindungen oder Ordensverbrüderungen ꝛc.

A. Weishaupts verbessertes System der Illuminaten. Frankf. 1788.

84.

Die Geschichtsbücher einer Stadt (Chronik) sind meist Denkmäler des Alterthums, und als solche zu beurtheilen. In ihnen herrscht gewöhnlich eine alterthümliche Umständlichkeit, und von Spracheinheit kann hier nicht die Rede seyn, denn ihre Schreibart besteht sehr oft aus lateinischem Text, und der teutsche ist meist ein Ueberbleibsel roher Zeiten. Von keinem Schriftsteller neuerer Zeit aber ist diese alte, Urkundensprache origineller und in einer veredelten Form wieder gegeben worden, als von dem Schweizer Johannes Müller.

Johannes Müller Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Leipz. 1786.

C. Th. Gemeiner Chronik der Reichsstadt Regensburg, 2 Th. Regensb. 1800.

F. R. Becker Geschichte der Reichsstadt Lübeck. Lübeck 1782.

P. von Stetten Geschichte der Reichsstadt Augsburg. Frankfurt u. Leipz. 1743.

Dessen Kunstgeschichte der Stadt Augsburg. 1757. Nachtrag 1788.

E. Lehmanns Speiersche Chronik. Frankf. 1698.

J. ab Indagine Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg. Erfurt 1750.

Roths Versuch einer Geschichte des Nürnbergischen Handels 3 Th. Leipz. 1801.

J. Ch. Siebenkees Materialien zur Nürnberg. Geschichte. Nürnberg 1792 — 1795.

85.

Die Geschichte einer Provinz in einem Staat verhält sich zur Geschichte dieses gesammten Staats wie ohngefähr die Specialgeschichte zur Universalgeschichte. Der Provincial-Geschichtschreiber darf keine partheiliche Vorliebe in seinem Vortrage für dieses isolirte Territoriale merken lassen, und denselben rein halten von allen Provinzialismen und sprachwidrigen Dialecten, die ihm, vielleicht als Eingebohrner dieser Provinz, weniger merkbar sind.

Langs neuere Geschichte des Fürstenth. Baireuth. 2 Th. 1801.

J. Wolfs politische Geschichte des Eichsfeldes. Göttingen 1792. I.

86.

Die Geschichte eines ganzen Volkes ist die Specialgeschichte im eigentlichen Sinne. Sie sucht den Ursprung dieses Volkes nachzuweisen, wenn nicht zu hohes Alterthum denselben in mythisches Dunkel hüllt; sie erörtert seinen Wachsthum an politischer und intellectueller Größe, die successive Ausbildung seiner Staatsverfassung, den errungenen Wohlstand oder die Staatsökonomie, die Einflüsse und Schicksale seiner Religion auf Sitten und Staatsverfassung, das Verhältniß zu auswärtigen Staaten, kurz, sie berührt alle die Mittel, die zu seiner höchsten Blüthe oder zu seinem Sinken beförderlich waren, als Kriege, Friedensschlüsse, Verträge, Verbindungen ꝛc., daher politische, statistische, Kultur- und Kirchengeschichte. —

So unbefriedigend übrigens für den philosophischen Geschichtsforscher das Studium des speciellen Theils gegen das Studium der Universalgeschichte seyn mag; so sehr muß er doch diese speciellen Materialien würdigen, um aus ihnen den Faden zu knüpfen, an dem alles zu jenem großen, harmoni-

schen Ganzen verbunden wird, welches den Character der Universalgeschichte ausmacht. Im Betreff des Stoffes erfordert die Volksgeschichte die pünctlichste Genauigkeit in allen dem, was die Geschichte dieses einzelnen Volkes um so näher uns aufklärt. Keine Vernachlässigung im Aufsuchen der Quellen und Hilfsmittel, kein Schwanken in der chronologischen Ordnung; keine Verwirrung in den Genealogieen darf sich der Geschichtschreiber zu Schulden kommen lassen, sobald es ihm möglich gewesen wäre, diese oder jene historischen Hindernisse zu beseitigen. Die Sprache muß auch hier, wie bei allen historischen Formen, ihren kurzen, bündigen, klaren Character behaupten, und sich nie zu Gunsten dieses Volkes zu einer glänzenden Darstellung erheben, um vielleicht durch diesen Schimmer das beschriebene Volk höher zu setzen, als es wirklich unter der Reihe anderer Völker steht; denn einfach, wie dieser einzelne Menschenstamm sich zu dem All der Geschichte verhält, sey auch die Sprache, die uns von diesem Volke erzählt.

Aettenkofers kurzgefaßte Geschichte von Baiern mit einem vortrefflichen Urkundenbuche. München 1767.

Feßmaier (Hofrath und Professor) Geschichte von Baiern. Landshut 1804.

Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Teutschen. 10 Bde. Ulm 1778 — 1791.

Joh. Müller Geschichte der schweitzerischen Eidgenossenschaft. Leipz. 1786.

J. W. v. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Leipz. u. Berl. 1788.

Fr. Schiller Abfall der vereinigten Niederlande. Leipz. 1788.

Dessen dreißigjähriger Krieg: Leipz. 1791.

87.

Universalgeschichte.

Der allgemeine Grundcharacter aller einzelnen Völkerschaften bleibt sich gleich. Er geht überall aus Freiheit hervor, wirkt, mit diesem und jenem Volke zusammengehalten, zwar oft nach divergirenden Richtungen, begegnet sich aber endlich doch wieder auf der weiten Heerstraße der Menschheit, wohin alle Völker geführt werden, und auf der sie alle gemeinschaftlich in politischer und scientifischer Hinsicht nach Größe, Macht und Vervollkommnung ringen. Wie nun alle diese einzelnen Völkermassen zu Einem Ziele hinarbeiten, was sie je Schweres, Großes und Edles vollbracht haben, um sich gegenseitig in dem großen Kampfplatz der Menschheit den Vorrang abzugewinnen; wie sie sich alle, ohne daß sie es gerade wußten und wollten, in der großen Kette des Universums als dienende Glieder einreihten, und dem Aufblühen der immer wieder neu sich

erzeugenden Menschheit den großen Tribut zu bezahlen, den der Weltgeist der Geschichte auch von jedem Volke früh oder spät abfordert, dieß ist der wichtige und tiefe Inhalt der Weltgeschichte. Hier darf auch die Sprache im harmonischen Einklange mit dem Stoffe in einem größern und freiern Character erscheinen, und sie soll es, wenn sie nicht mit dem Inhalte in einem beschämenden Widerspruche stehen will. In der Universalgeschichte kann das Factische vorherrschend seyn, wodurch die reinhistorische Universalgeschichte entsteht. In derselben wird auf eine leichte und lichtvolle Zusammenstellung und Verkettung der einzelnen Völker und Begebenheiten hingearbeitet, um daraus ein unmerklich in einander verschmolzenes Ganze zu bilden, und die Sprache schreitet in ihr in einem weit ruhigern, hellern und für den populären Verstande faßlichern Vertrage dahin, als es in der allgemeinen Geschichte der ganzen Menschheit statt finden kann. Diese betrachtet das Factische mehr als Nebensache, uud gebraucht die Hauptmomente desselben nur insoferne, als sie zu sichern, unwiderleglichen Belegen und Beweißgründen für historische Philosopheme dienen, die der philosophische Geschichtsforscher über die Geschichte des Menschen a priori aufstellt.

J. Gottfr. von Herder älteste Urkunden des Menschengeschlechts. 2 Th. 1774.

J. Gottfr. von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Leipz. 4 Th. 1784.

88.

Die Teutschen entwickelten sich erst in neuern Zeiten mit Vortheil für das Geschichtliche, da die Ausbildung der Prosa der Poesie so spät erst nachfolgte; doch ist manches musterhafte Werk schon aus ältern Zeiten aufzuweisen, wenn gleich des damals üblichen, lateinischen Textes wegen die teutsche Sprache dabei nichts gewann. So zeigt sich uns Otto von Freisingen, ein österreichischer Prinz und gelehrter Bischof zu Freisingen († 1158) als ein musterhaftes Vorbild historischer Entwicklung, Treue und Wahrheit. Er schrieb eine Chronik bis auf das Jahr 1146 in 7 Büchern, so wie eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Ersten. Ihm zur Seite steht der kritische Geschichtsforscher Saxo Grammaticus († 1204), Probst zu Rothschild im Seeland seinem Geburtsorte. Er erhielt den Beinamen Grammaticus wegen seiner guten Schreibart, und schrieb eine dänische Geschichte in 16 Büchern. Beide Schriftsteller bearbeiteten ihre Werke mit lateinischem Texte. Zur eigentlichen teutschen Literatur sind des Alterthums wegen zu rechnen Melchior Pfinzing (geb. Nürnberg 1481 gest. 1535.) die greuerlichkeiten vnd einstheils der Geschichten des löblichen,

ſtreytparen vnd hochberümbden Helds vnd Ritters Herrn Tewrdannckhs (Kaiſers Maximilian I. mit verblümten Namen). Nürnberg 1517. Augsb. 1519. Fol. Ferner: Der Weiß Kunig mit vielen Holzſchnitten. Wien 1775. Fol. (Das Privatleben Maximilians I., von ihm ſelbſt mehreren Gelehrten in die Feder dictirt, doch ſo, daß die Namen verändert ſind: in Ordnung gebracht, von ſeinem Secretär Marx Treizſauerwein.

Otto de gestis Friderici I. Imper. ed. Urstis T. I. Muratorius T. VI. Chronicon ab O. C. ad a. 1146. contin. ab Ottone de S. Blasio ad an. 1209. ed. Urstis.

Saxo Grammaticus historia Daniae usque ad an. 1186. ed. Stephanus Jo. Stephanius. Sorae 1644. fol.

VI.

Wohlredenheit oder Rhetorik.

89.

Aus den bisher gemachten Bemerkungen über den proſaiſchen Styl geht hervor, daß dieſer zuweilen nach der Wichtigkeit des Stoffes bei manchem Schriftſteller noch einen höhern Character als bloß den der Richtigkeit und Verſtändlichkeit annimmt, welche Eigenſchaft man proſaiſche Annehmlichkeit nennen

könnte, und die unvermerkt den Uebergang zur eigentlichen Wohlredenheit oder Rhetorik bildet. Die oben angeführten Eigenschaften der technischen Vollendung können an jede Schreibart, falls sie gebildet seyn soll, gemacht werden, und sie kommen nicht alleine dem prosaischen, sondern auch dem rhetorischen und poetischen Style eigenthümlich zu. Alleine soll Rhetorik ihre höhere in ihrem Wesen gegründete Vollendung erreichen, so erfordert sie noch höhere Eigenschaften, welche die artistische Vollendung eines rhetorischen Products begründen.

90.

War in der Prosa Verständlichkeit das Hauptaugenmerk des Schriftstellers, so besteht das Wesen der rhetorischen Schreibart in einer edlen Würde, die auf Verstand und Gefühl gleich stark hinwirkt. Das Edle oder die Würde im Ausdruck erreicht der Schriftsteller nur alsdann, wenn er seinen Vortrag von aller Gemeinheit und Trivialität entfernt hält, und von der Wichtigkeit seines darzustellenden Gegenstandes ergriffen, neben der Bedingung technischer Vollendung denselben in eine Sprache einkleidet, die bald mehr, bald weniger sich zum Erhabenen hinneigt. Er trifft eine strenge Auswahl unter den edlen und minder edlern Wörtern und Ausdrücken, erhebt sich zuweilen zu jenen figür-

lichen Wendungen, wodurch das Ganze in einer sinnlichern, lebensvollern Anschaulichkeit sich darstellt, und entwickelt seinen reichhaltigen Ideengang an einem mehr erweiterten und wohlgerundeten Periodenbau als der Prosaiker.

91.

Mit der Würde im Vortrag ist Kraft und Stärke unzertrennlich verbunden. Planvolle Gedrungenheit ist die erste Bedingung eines kräftigen Vortrags, denn jedes überflüßige Wort, jeder weitschweifige Ausdruck schwächt den beabsichtigten Eindruck, und läßt in dem Leser oder Zuhörer eine gewisse Leerheit zurück, die eine Folge von jeder gehaltlosen, leeren Rede ist. Bei einzelnen Wörtern zeigt sich die Kraft durch die gewandteste Sicherheit im Auffinden des angemessensten und bündigsten Ausdrucks für den damit zu bezeichnenden Verstandesbegriff; denn alles Ungewisse, Schwankende, Zweideutige und Wiederholte ist einer kräftigen Sprache zuwider. Erschöpfende und viel umfassende Eigenschaftswörter erhöhen die Kraft der Rede ungemein, und unsere neuern Schriftsteller haben in der Anwendung gezeigt, daß auch die teutsche Sprache hierinnen der griechischen Diction nahe gebracht werden kann. Bei ganzen Sätzen und Perioden characterisirt sich die Kraft vorzüglich dadurch, daß sie mit einem

gerin-

geringen Aufwand von Worten und Sätzen viel sagt, und zuweilen einem ausgedehnten Periodenbau den sogenannten abgekürzten Styl (style coupé) vorzieht. Eben so wird die Kraft im Ausdruck durch eine figürliche Sprache oft sehr vortheilhaft unterstützt, und die Metapher und Hyperbel haben hier für ihre Anwendung ein ausgebreitetes Feld. Auch für ganze Sätze und Perioden gilt das, was von einzelnen Worten der Fall ist, daß nämlich auch diese sich auf Bestimmtheit und Angemessenheit gründen müssen; daß nichts wiederholt wird, was schon früherhin nur mit andern Worten gesagt wurde; daß weitschweifige Umschreibungen mehr den Vortrag schwächen als erhöhen, daß der Periodenbau sich fest und sicher schließe; und für seine völlige Ergänzung nichts zu wünschen übrig bleibt. Die Kraft in der Sprache hängt einzig und allein von der innern, geistigen Kraft des Menschen ab; fehlt diese, und soll jene ohne die letztere erreicht werden; so artet sie in Schwülstigkeit und nichtssagenden Prunk aus. Findet sich aber im Menschen ein reges, kräftiges und geistiges Leben; so erscheint auch die Sprache stark und fest, und selbst die kräftige Sprache eines wenig ausgebildeten Genie's weiß zu gewinnen und hinzureißen, wie Shakespeare den Engländern, und selbst Hans Sachs den Teutschen beweißt. — Der höchste Grad von Kraft im Aus-

druck ist Kühnheit, und sie zeigt sich nur durch die gedrängteste Kürze, durch unerwartete, schnell überraschende Wendungen, durch hohe Einfachheit und zuweilen auch durch einen schnell hingeworfenen, hohen bildlichen Ausdruck.

92.

Eine verworrene, ordnungslose Schreibart wird aber sich nie mit der Würde im Vortrage vereinigen lassen, denn die Würde ist es eben, die durch die freieste Sicherheit im Denken und durch einen harmonischen Ausdruck des Gedachten als solche sich geltend zu machen weiß, und also in der Sprache als ein Wiederschein menschlicher Vernünftigkeit zu betrachten ist. Daher giebt sich die Würde hauptsächlich durch eine Gedankenreiche Sprache und durch eine Planvolle Anordnung des Einzelnen zum Ganzen zu erkennen, so daß aus den einzelnen Theilen, in welche das Ganze zerfällt, der Character desselben jedesmal wieder zu erkennen sey. Daher muß jeder Theil, als ein integrirendes Glied, zur Bildung der Kette der gesammten Darstellung das Seinige beitragen, und in derselben nicht als etwas dem Ganzen Widersprechendes vorhanden seyn. So wird z. B. die leidenschaftliche Sprache da übel angewendet, und der Einheit zuwider seyn, wo für den Augenblick die Sprache, Ausdruck eines nach-

denkenden, ruhig besonnenen Geistes seyn sollte; poetischer Schmuck wird mißfallen, wo die Sprache es mehr mit einer würdevollen Klarheit zu thun hat u. s. w. Dessen ohngeachtet erwartet man in jedem rhetorischen Producte einen gefälligen Wechsel, eine Verschiedenheit in der Anordnung des Ganzen, die den Reitz in der Darstellung ungemein erhöht, und wodurch einer platten, monotonen Einförmigkeit vorgebeugt wird. Dieses abwechselnde Leben, gegründet auf jene überall durchgreifende Harmonie mit dem Ganzen, nennt die Sprache Einheit im Mannigfaltigen, und ist ein der Rhetorik und Poesie unnachlaßliches Erforderniß. Der Gemeinspruch: "variatio delectat„ oder "Veränderung ergötzt" hat also seinen ästhetischen Grund, wenn gleich nicht jene characterlose, blos nach Veränderlichkeit haschende Wechselsucht darunter zu verstehen ist, die überall bienenartig nippt, und nirgends etwas Ganzes in sich vollenden will. Doch darf die Mannigfaltigkeit nicht den Character des Bunten annehmen, das ohne Wahl und Maas als ein rohes, blendendes Gemische ohne harmonischen Zusammenhang vielleicht nur den rohesten Sinn ergötzt, und dem schönen verbindenden Gesetze der Einheit völlig zuwider ist.

93.

In dem Wesen des Mannigfaltigen ist auch der Contrast einheimisch, der durch eine überraschende Gruppirung der Darstellung, durch einen schnellen Uebergang vom Schwächern zum Stärkern, von der Ruhe im Vortrag zur lebhaften Begeisterung, gleichsam wie durch einen unerwarteten Wechsel zwischen Licht und Schatten bewirkt wird. Der Contrast darf aber der Einheit nicht zuwider laufen, denn er muß zum Ganzen passen, und dasselbe nicht als etwas Heterogenes entstellen. Scheint er uns auch vielleicht beim ersten Eindruck als ein mit dem Ganzen nicht Vereinbares; so kann er doch unser ästhetisches Bedürfniß auf die angenehmste Weise befriedigen, sobald er sich nachher, wie in der Musik, in eine gefällige Harmonie mit dem Ganzen wieder auflößt, und mit demselben nach dem einmal beabsichtigten Effect unvermerkt sich wieder vereiniget. Geschieht dieß nicht, und erhält er sich in seiner fremdartigen Isolirtheit; so bleibt er ohne alles Interesse, und artet nach der Volkssprache in das Schreiende aus.

94.

Der Reitz des Mannigfaltigen wird ferner durch die Neuheit ungemein erhöht. Wer des Guten und Vortrefflichen bald gewohnt seyn kann, und sich

nur deswegen wieder nach Abwechslung sehnt, der erfaßt das Neue in einem unwürdigen Sinne, er liebt blos das Veränderliche. Der einmal gereinigte Geschmack findet das Schöne auch bei oft vorgenommener Wiederholung immer wieder schön, und ein Wallenstein, ein Egmont werden nie in ihrem ästhetischen Werthe sinken, wenn wir sie auch noch so oft wieder lesen. So wie wir z. B. immer noch die Natur lieben, wenn wir gleich ihre Formen zuweilen in einem veränderten Typus erblicken mögen; eben so wenig ist es Gleichgültigkeit gegen die früherhin schon vorhandenen Werke des Schönen, wenn wir uns nach einer unerschöpflichen Kraft sehnen, die nur Ein und dasselbe, die Schönheit, aber in originellen, unerwarteten und neuen Umwandlungen uns wieder giebt. Aus rhetorischen und poetischen Werken darf daher keine Armuthverrathende Wiederholung und Begrenzung, kein Mangel an Erfindungskraft hervorblicken; nur reine Fülle, heitre Abwechslung und unerschöpflicher Reichthum der Gedanken, und die verschiedenartigste Gewandtheit in der formellen Anordnung der Sprache beweisen die geniale, sich immer wieder neu verjüngende Darstellungsgabe eines großen Schriftstellers. — Für den geistlichen Redner ist die Neuheit eine der wesentlichsten aber auch schwersten Aufgaben, da er die allgemeinsten und bekanntesten Wahr-

heiten vorzutragen hat, und alsv seinen so oft und von so Vielen behandelten Stoff nur durch eine immer wieder erneuerte und originelle Umwandlung interessant machen kann. Daß diese Schwierigkeit die teutsche, geistliche Beredsamkeit zu überwinden wußte, beweißt Reinhard mit mehreren andern gleichzeitigen und würdigen Rivalen.

95.

Jede Art der stylistischen Darstellungsweise, also auch die rhetorische, gewinnt durch Leichtigkeit, als Gegensatz vom Erkünstelten. Durch beide giebt sich am deutlichsten ein gewandter und erfahrner Schriftsteller zu erkennen, denn nur derjenige wird einen Gegenstand mit Leichtigkeit und Natürlichkeit vortragen, der denselben seiner Natur gemäß nach allen seinen Eintheilungen und Umrissen leicht und richtig zu durchdenken und zu überschauen vermag. Leichtigkeit im Ausdruck setzt daher eine fertige, intellectuelle Ausbildung, Schnelligkeit im Denken und eine anhaltende Uebung in demjenigen Fache voraus, worüber man schreiben will. Auch in der Prosa darf sie nicht vermißt werden, dort nimmt sie aber mehr den Character der Geläufigkeit an. In der Rhetorik und Poesie tritt sie hingegen in einem höhern Sinne auf, und zeigt sich in ihrem lieblichen, ungezwungenen Gewande nur alsdann, wenn sie

technische Anstrengung und Kunstmäßigkeit angenehm zu verhüllen weiß. Sie findet sicher und schnell die für den darzustellenden Stoff passendste Form, bringt das Ganze mit allen seinen Theilen in eine unmerkbare, harmonische Verbindung, und vermeidet alle Steifheit und Unbeholfenheit. Natürlich, als Abstammungswort von Natur, bedeutet im weitesten Sinne Harmonie des Einzelnen mit der Allgemeinheit der Natur. Wenn nun die Kunst, also auch die der Sprache, nach dem Typus der Natur mit analoger Leichtigkeit und Ungezwungenheit die ihr zu Gebote stehenden Einzelheiten im Ausdrucke zu einem harmonischen Ganzen verbindet, und bei dieser Verschmelzung alles Hartbegrenzte, Ueberflüssige und Ueberspannte vermeidet; so erreicht sie die ästhetische Natürlichkeit, unter welcher aber nicht ungezügelte Freiheit, Gemeines und Niedriges zu verstehen ist.

VII.

Rhetorische Formen.

96.

So lange Rhetorik und rhetorische Schreibart in ihrer Theorie nicht getrennt werden, so lange hält es schwer, beide ihrem Wesen nach erschöpfend

darzustellen. Rhetorik im strengen Sinne des Worts gehört in das Gebiet der Aesthetik, denn sie ist ein Pflegling der Kunst, die in dem Vermögen besteht, sich mündlich auf die zweckmäßigste und würdigste Weise über einen großen und wichtigen Gegenstande in einer höchst gebildeten, lebhaften und kräftigen Sprache, in einer zusammenhängenden und nach allen Regeln der Denkkraft durchdachten und geordneten Rede auszudrücken. Der Redner sucht nicht bloß dadurch zu belehren oder zu überzeugen; sondern auch auf den Willen des Zuhörers durch seine Gefühl erregende Sprache so hinzuwirken, daß dessen Willensvermögen dadurch zu Handlungen erschüttert und angereitzt wird. In soferne der mündliche Vortrag auch von einem kunstgemäßen Gebehrdenspiel begleitet werden muß, ist auch die Rhetorik ein Gegenstand sinnlicher Anschauung, und in Rücksicht der Declamation wird sie auch artistisch-acustischen Gesetzen unterworfen.

97.

Diesem nach paßt die Rhetorik nicht mit allen ihren Zweigen in diesen Plan, sondern nur die von dem Rhetoriker sich zum Grunde gelegte rhetorische Sprachform oder Schreibart, in welcher er seinen rhetorischen Stoff einkleidet, kann vor das Forum der Sprache gezogen werden. — Die

Rhetorik zerfällt daher eigentlich in die antike und moderne, wovon die erstere den äussern und innern Kunstsinn ansprach; letztere aber, mit Ausnahme der geistlichen Beredsamkeit, eigentlich bloß für den innern Sinn und nicht zugleich für das Auge berechnet ist, daher Rhetorik und rhetorische Schreibart. Jene, (nämlich antike Rhetorik) war vorzüglich in Griechenland zu Hause, denn unter dem Schutze der griechischen Freiheit konnte sich diese Kunst in ihrer höchsten Schönheit frei und herrlich entfalten. Die griechische Staatsverfassung trug, wenigstens einige Zeit hindurch, das Gepräge einer freien und zwanglosen Form an sich, unter der sich der Grieche frei und glücklich fühlen konnte, und welche bei einem so milden Klima und bei den Umgebungen einer so edlen Kunstwelt in ihm eine für alles Schöne, Große und Erhabene empfängliche und zugleich patriotische Seele erzog. War auch das Land in verschiedene Königreiche zerstückelt; so blieben deßwegen Athenienser und Spartaner, Thebaner ꝛc. noch immer Griechen, wenn gleich das Verlangen, über andere Königreiche emporzuragen, sehr oft unter sie den Keim der Feindschaft ausstreute. Und selbst dieser wechselseitige Wettstreit war der Grund ihrer Größe, die Schule ihrer Helden, der Punct, auf welchen sie ihre eisernen und rhetorischen Pfeile hinschleuderten, und das Ziel, wornach sie mit Sieges-

lust wetteifernd rangen. Jeder konnte vor dem Volke seine rhetorische Stimme geltend machen, und über das Beste der Nation seine freie Meinung äußern, sobald er nur Einsicht, Kraft und Gewandtheit genug besaß, um die große Menge durch seinen Vortrag zu fesseln. Ohne vorhergemachten Entwurf, ohne pünctliche Ausarbeitung betrat er vor dem feinen, griechischen Ohr die Bühne, ergriff nach einer kurzen Einleitung sogleich seinen abzuhandelnden Gegenstand, und suchte ihn mit der Gewalt seines Mundes und mit der freien, griechischen Seele deutlich, kräftig, eindringend und mit hinreissendem Wohlklange zu entwickeln, und für die Wichtigkeit desselben die Gemüther seiner Zuhörer zu erschüttern und empfänglich zu machen. Nur erst späterhin, erzählt Suidas, soll Pericles der erste gewesen seyn, der mit einer vorbereiteten, schriftlich ausgearbeiteten Rede den Rednerstuhl betrat, wenn gleich der spätere Alcibiades, Kritias ꝛc. die freiere Art, unvorbereitet aus der Seele zu sprechen, wieder vorzogen. Wie wichtig diese Kunst den Griechen war, und wie sehr sie dieselbe ehrten und durch sie geehrt wurden, beweißt die Lebensgeschichte des unermüdlichen Lehrlings in der Rhetorik und nachherigen Meisters aller griechischen Redner, des Demosthenes. Stärke, Kraft, Männlichkeit und Wärme gaben seinen Reden einen Ernst, eine Würde,

womit er alle seine Vorgänger übertraf, und durch die er in die Gemüther seiner Zeitgenossen wie ein donnernder Jupiter mächtig und ungehindert eindrang. Von den Griechen verpflanzte sich diese Kunst auf die Römer. So wie jene in den meisten Dingen die Lehrmeister der letztern wurden, so war es vorzüglich in der Rhetorik. Rom erzog wenige Redner, denn in dem römischen Staate sprach mehr das Schwert als eine freie, geistige Seele. Der Römer liebte mehr seine eiserne Größe, und war weniger für die Ausbildung einer Kunst empfänglich, die einen griechischen Himmel, griechische Sitten und Verfassungen erforderte, wenn sie in ihrer Vollkommenheit so allgemein werden sollte, als sie es in Griechenland wurde, und in Rom nie werden konnte. Der Demosthenes der Römer wird in Cicero verehrt, und das mit Recht, wenn gleich competente Richter jenem den Vorzug vor diesem einräumen. Eleganz, Rundung und Fülle der Perioden, überdachte Regelmäßigkeit bei Eintheilung des rhetorischen Plans, Kraft und Nachdruck der Worte, ungehinderter, reichhaltiger Erguß der Ideen in wohlklingenden, glanzvollen Worten und Ausdrücken dargestellt, erheben ihn zu einer Classicität seines Zeitalters, die noch in unsern Tagen ihre wärmsten Verehrer findet und ewig finden wird, und mit der sich

die große, ehrwürdige Reihe der Redner des Alterthums eigentlich schließt *.

*Fenelon über Demosthenes und Cicero, in seinem Werke: réflexions sur la rhétorique et sur la poétique. Amsterd. 1717.

98.

Die Rhetorik der Alten ist nur noch einigermaßen in England und Frankreich zu Hause, wo zuweilen bei öffentlichen Versammlungen Redner auftreten, deren rhetorische Producte schon mehr Vorbereitung erfordern, als es vor Alters der Fall war, da heut zu Tage der gerichtliche und politische Geschäftsgang weit durchdachter und verwickelter ist, und der Strom der Rede nicht mehr so frei, ungehindert und sorglos, wie bei den Griechen, sich dahin gießen kann. — Die eidgenossischen Volksversammlungen in der Schweiz bieten wohl nichts für dieses Fach dar, denn weder aus ältern noch neuern Zeiten ist von diesem kunstlosen Naturvolke eine Gewandtheit in einer Kunst zu erwarten, die so viel Bildung und Reichthum der Ideen voraussetzt, nach welcher der eigentliche Schweizer in seinen stillen Thälern und bei der Einfachheit seiner Denk- und Handlungsweise sich gewiß nie sehnte. Bei den Teutschen findet die Beredsamkeit hauptsächlich nur in den Kirchen und auf dem Katheder statt; sie hat aber ihren

freien, griechischen Character verlohren, da die tiefe Geübtheit und Feinheit der menschlichen Denkkraft es wohl nicht mehr zuläßt, einen unvorbereiteten, aus der Seele unmittelbar entspringenden Vortrag zu wagen, und es daher nothwendig macht, den Gegenstand nach schulgerechten Regeln der Logik, der Sprache, der Homiletik ꝛc. nicht nur zu entwerfen, sondern ihn auch mit möglichster Genauigkeit auszuarbeiten. So entstand also die moderne Rhetorik oder rhetorische Schreibart, die, wie schon bemerkt, von den Alten nicht begünstigt wurde, denn da einige statt der freiern rhetorischen Rede diese zwangvolle Methode einzuführen suchten; so glaubten sie in derselben alle nur mögliche Mittel zu finden, welche zur Sophisterei, dem Grabe der wahren Beredsamkeit, hinführten. Die rhetorische Schreibart gehört in das Gebiet der Sprachkunde, und besteht in der Fertigkeit, einen für den rhetorisch mündlichen Vortrag passenden Stoff nach den Regeln der höhern, ästhetischen Sprachkunst und nach den Gesetzen der Logik vorher so zu entwerfen, zu ordnen und auf das genaueste nach allen seinen ihm wesentlich-zukommenden Theilen auszuarbeiten, daß der damit beabsichtigte Zweck, Belehrung, Ueberzeugung und Rührung unter der Hülle einer gebildeten, wohlklingenden Sprache zu bewirken, um so sicherer erreicht würde. Von dieser Schreibart ver-

langt man also Reinheit, Klarheit, Kraft, Wärme und Wohlklang, und sie sucht durch das Männliche, Edle, Würdige und Erhabene im Ausdruck unserm innern Sinne ein ästhetisches Wohlgefallen abzugewinnen, und die dadurch versinnlichten Ideen, Wahrheiten oder Erfahrungssätze zu einer so evidenden, unwiderlegbaren Ueberzeugung zu bringen, daß unser Willensvermögen sich von allen Seiten zu Handlungen aufgefordert fühlt.

99.

Daraus ergiebt sich, daß die Rhetorik nicht bloß linguistische Schönheit beabsichtigen soll. Denn vermag sie nicht nebenbei auch den innern Menschen zur Thatkraft anzuregen und aufzumuntern; so ist sie weiter nichts als ein blumenreicher Schmuck ohne innere Gedankenfülle, ein Wortgepräng, dem man es ansieht, daß es hier mehr um den Ausdruck als um den Gedanken zu thun war. Wo aber Stoff und Form gleichen Schritt beobachten, wo beide mit Sorgfalt, Schärfe und Wärme durchgeführt werden, da kann diese reine und schöne Gedankensprache unmöglich ihren Zweck verfehlen, sie muß die entschiedensten Einwirkungen des Wohlgefallens, der Rührung und Ermunterung in unserm Gemüthe zurücklassen.

100.

In der Bestimmung des Verhältnisses der Rhetorik zur Prosa und Poesie, oder der rhetorischen Schreibart zur prosaischen und poetischen sind die Sprachtheoretiker nicht immer eines Sinnes. Eschenburg vermengt Prosa und Rhetorik miteinander, wenn gleich Beispiele hinlänglich ausweisen, wie sehr der Unterschied zwischen einem prosaischen und rhetorischen Producte in die Augen fällt. Eben so wenig kann die Rhetorik in ihrem Wesen einerlei seyn mit Poesie im strengen Sinne des Wortes, denn eine poetische Rede eines Ministers ꝛc. lautet widrig, weil diese Berufsart mit der Poesie nichts gemein hat. So viel ist gewiß, daß in Rücksicht der Belehrung und Ueberzeugung der rhetorische Vortrag dem prosaischen nahe kommt, beide sprechen zu dem Verstande; alleine jener verarbeitet die Materialien des Ausdrucks und der Ideen nach einem weit gröfsern und edlern Maasstabe, der Gedanke schreitet durch einen weiter ausgedehnten, wohlklingenden und wohlgerundeten Periodenbau hindurch, und indem er sich überall von den Niederungen des prosaischen Styls entfernt hält, verläßt er auch nie die Bahn des Edlen und Würdigen. Eben so sondert sich die Rhetorik von der Prosa, daß sie durch ihre aufgestellten Wahrheiten, durch die aus derselben hervorschimmernde klar und richtig denkende Seelenkraft,

durch die Bündigkeit ihrer Beweise und durch die eindringende und rührende Kraft und Wärme, womit sie das ganze rhetorische Gebäude würdig zu schließen sucht, das rein-menschliche Gefühl anspricht, und den Willen des Menschen erschüttert und lenkt. Wenn die Rhetorik durch dieses Hinwirken auf das Gefühl sich eines Theils der Poesie nähert, so entfernt sie sich von der letztern dadurch wieder, daß sie (mit Ausnahme der geistlichen Beredsamkeit) keinen Reim, kein Sylbenmaas duldet, daß sie der Steigerung des Gefühls und der Phantasie nicht einen so unermeßlichen Spielraum überläßt, als die Poesie; sondern die aufwogende Gefühlskraft durch den überlegnen Verstand immer wieder in die Grenzen denkender Mäßigung zurückweißt, und überhaupt eigenthümlich-poetische Wendungen und Gruppirungen von ihrer Darstellung ausschließt. So zeigt also die Rhetorik, zu welcher Reinheit und Höhe die Sprache menschliche Gedanken und Ideen zu erheben, mit welcher Kraft, Würde und Wärme die Seele zu reden vermag, welche Bahn die linguistische Darstellung habe, um eine Mittellinie einzuschlagen, oder so zu sagen, den eigentlichen Comparativ zwischen Prosa und Poesie aufzufinden.

101.

Ein wichtiger Gegenstand, ein hoher und großer Gedanke muß dem rhetorischen Producte jedesmal zum Grunde gelegt werden, wenn das Ohr des Zuhörers gefesselt werden soll. Sich über gewöhnliche Dinge mit rednerischem Schmucke ausbreiten zu wollen, hieße, eine an sich unwichtige Sache erst durch die Sprache zu einem wichtigen Gegenstand herauf heben, was vor jedem gebildeten Geiste in das Lächerliche fällt, und den Rhetoriker selbst um alles Interesse bringt. Von einer Sprache der Seele verlangt man freien, ungehinderten, mächtigen Andrang aus der innern Tiefe des Gefühls, wenn wir gefesselt und gerührt werden sollen. Die Sprache muß in einer Rede nicht als die Hauptsache gelten; nur der Gedanke, die Lebendigkeit und der feurige Strom der Ideen ist das Princip, von dem alles ausgeht, der Hebel, der alle Mannigfaltigkeit, allen Reichthum eines wohlgewählten Sprachausdrucks ohnehin zu heben und zu lenken weiß. Selbst die Erfahrungen aus dem Leben beweisen dieß; denn ein an Ideen armer Geist spricht oder schreibt keine Gedankenreiche Sprache; ein für alles Große und Erhabene verwahrloßtes oder entartetes Gefühl wird das Schlaffe und Matte auch im Ausdruck bald verrathen, und so mancher Redner giebt uns daher

in seinem Vortrage nichts als Blumen, um mit diesem rhetorischen Dufte unsern Geist zu betäuben, der mit etwas Höherem als bloß mit der Sprache gesättiget werden will. — Die rhetorische Schreibart oder Sprache wird uns also nur dann gefallen und ästhetisch befriedigen, sobald sie von einer von der Wichtigkeit des Gegenstandes ergriffenen und begeisterten Seele geschrieben oder gesprochen wird, und sobald diese den erwählten Stoff frei, leicht und sicher zu durchdenken und klar und deutlich zu enthüllen weiß. Sie wird alsdann in leichten, freien und natürlichen Formen aus der Seele hervortreten, alle Gezwungenheit und Verkünstlung verwerfen, nur mit Wärme und männlicher Würde zu unserm Herzen sprechen, und ihres Sieges gewiß und sicher seyn.

102.

Da die Rhetorik also wichtige und große Angelegenheiten des menschlichen Geistes und Herzens oder der bürgerlichen Verfassung darzustellen hat, und ihre zu verarbeitenden Stoffe demnach aus dem Gebiete der intellectuellen, religiösen, moralischen oder politischen Welt entlehnt, so zerfällt sie in folgende Theile:

1) in weltliche Reden (Staatsreden), und zwar

a) in die Volksrede. In dieser hat die Kunst ihren freien und schönen Spielraum, und um des großen Zweckes willen, nämlich ein Volk oder wenigstens die wichtigsten Häupter desselben zu gewinnen, darf sie keinen Aufwand der rhetorischen Darstellungsgabe sparen, will sie sich nicht durch eine hier unzweckmäßige Ruhe und Kälte um den erwünschten Erfolg bringen. Der Redner steht hier vor einem ganzen Volke, er hat es nicht mit einem einzigen Individuum zu thun, nicht einem einzigen Gemüth zu begegnen und dasselbe zu gewinnen; sondern eine große Masse von Meinungen steht ihm gegenüber, um seine Rednerkraft daran zu versuchen. Ueberredung ist hier sein einziger, sein wichtigster Zweck, und um diesen zu erreichen, muß ihm nicht nur die menschliche Natur nach ihren geheimsten Triebfedern bekannt seyn, mit denen Entschlüsse und Handlungen rege gemacht werden können; sondern er muß auch den richtigsten Standpunct aufzufinden wissen, von wo aus der persönliche Character desjenigen Volkes, zu dem er spricht, beurtheilt seyn will. Die Stufe der Bildung, auf welcher dieses Volk steht, die Individualität seiner Gewohnheiten und Sitten, der Grad der leidenschaftlichen Nationalstimmung, der Character der Sprache, kurz alles, was, so zu sagen, die Nationalität dieses Volkes ausmacht, darf dem Redner nicht unbekannt seyn,

wenn er mit Sicherheit seinen rhetorischen Zweck erreichen will. Die Sprache, deren er sich dabei bedient, soll in ungekünstelter, ungesuchter Stärke, einfach und frei eingerichtet seyn; eine unausgesetzte Deutlichkeit sondere sie von aller Schwülstigkeit und unnützer Gelehrsamkeit ab; fest und männlich beobachte sie immer einen gleichbleibenden Ton, der sich ferne hält von ermüdender Weitschweifigkeit oder übereilter Kürze. Erfordert es aber die Wichtigkeit und Größe des Gegenstandes; so darf diese Sprache auch jenen warmen, feurigen Ton annehmen, der die Geburt einer begeisterten Seele ist, und womit Gemüther erschüttert und zu freier Thatkraft angereitzt werden können. — Die Volksrede geht aber nicht immer an ein ganzes Volk, sondern sie wird auch an einzelne Corporationen oder Stände desselben gerichtet. Hieher gehört z. B. die Rede eines Fürsten an seine Landstände, Rede eines Ministers an ein Collegium, eines academischen Lehrers an seine Zuhörer, eines Feldherrn an seine Soldaten, Lobrede (panegyricus) u. s. w. Eine kurzgefaßte Rede, in welcher der Redner ohne einen vorausgeschickten Eingang sogleich seinen Gegenstand ergreift, und diesen in kräftiger Kürze durchführt, nennt man eine Anrede (Harangue), und kommt vorzüglich bei schnellen, oft unerwarteten Volksereignissen, bei militärischen Angelegenheiten, (z. B. bei

Schlachten ꝛc.) vor. — Eigentliche Volksreden, d. h. im griechischen und römischen Sinn, haben die Teutschen nicht, denn die in neuern Zeiten vorkommenden Manifeste und Reden an eine Nation sind ein Eigenthum politischer Blätter, und werden gelesen, statt aus dem Munde des Verfassers selbst angehört; sie müssen demnach ganz aus dem Gesichtspuncte der rhetorischen Schreibart beurtheilt werden.

b) In die gerichtliche. Diese unterscheidet sich von jener vorzüglich dem Zwecke nach; denn wenn die Volksrede mehr auf Ueberredung hinarbeitet, so sucht diese meist nur Ueberzeugung zu bewirken. Gerichtliche Verhandlungen sind immer von der Art, daß sie mehr Sache des Verstandes sind, wo es darauf ankommt, sie nach den vorhandenen Verordnungen, Gesetzen und Rechten bestmöglichst durchzuführen, und nach und nach den Verstand zu überzeugen, daß die über einen einzelnen Fall gefällte Sentenz in Rücksicht ihrer juridischen Wahrheit ganz auf den strengen Grundsätzen des Rechts und des Gesetzes beruhe. Hieraus ergiebt sich, daß die Sprache des Redners oder vielmehr die Schreibart des Concipienten mit eindringender Schärfe, Klarheit und Deutlichkeit, aber ohne allen rhetorischen Schmuck den abzuhandelnden oder abzufassenden Gegenstand bearbeite; und daß er durch Ruhe, Be-

stimmtheit, und durch eine strenggezogene Grenzlinie zwischen Weitschweifigkeit und Kürze, durch richtigen Entwurf und möglichste Ausführlichkeit in Beweisen vor dem Richter sein rechtliches Ansehen zu begründen suche. Empfindung und Phantasie haben hier eigentlich keinen Antheil, denn es ist ja nur darum zu thun, Recht von Unrecht zu unterscheiden, wobei der Verstand nur Gründe und triftige Beweise will; schöne Redensarten und Wendungen sind aber hier etwas sehr Unnöthiges und Unpassendes. — Wird eine solche gerichtliche Rede wirklich mündlich abgehalten (z. B. in Frankreich); so hat sie mehr Schwierigkeit als die schriftliche Abhandlung, da sie sogleich alle Einwürfe des Gegners widerlegen muß, und also unendlich viel Festigkeit und Gewandtheit in den Kenntnissen der Statuten und der Gesetze, unerschütterliche Gegenwart des Geistes und eine ruhige, gefaßte Seele erfordert, die in keinem Augenblick durch die Unkunde oder Intrigue der andern Parthei in Verwirrung oder Hitze übergeht; sondern mit männlicher Ruhe und Besonnenheit das Gewebe zu zerlegen sucht, worin sich beide Theile verwickelt sehen.

103.

2) In die geistliche Wohlredenheit. Hieher gehört die Predigt, welche mit vorigen beiden Arten Ueberzeugung und Ueberredung gemein hat, nur daß

der Stoff, den sie vorträgt, an Ernst und Würde jene übertrifft. Von diesem Theil der Rhetorik wußten die Griechen und Römer nichts, denn ihr Gottesdienst bestand mehr in der andächtigen Besorgung religiöser Gebräuche; Betrachtungen über höhere Wahrheiten der Religion oder Moral aber überließ man mehr den Schriftstellern, wenn gleich bei andern Nationen, z. B. bei den Juden dergleichen religiöse Raisonnements sich vorfinden. Erst durch die christliche Religion wurde man nach und nach für zusammenhängende und durchdachte Betrachtungen religiöser Wahrheiten empfänglich; dadurch bildeten sich auch die ersten christlichen Zusammenkünfte und Verbrüderungen, und sie wurden in den spätern Kirchenversammlungen noch mehr ausgebildet, wenn gleich die Vorträge der letztern durch ihren polemischen Inhalt von dem friedlichen Gange der neuern, geistlichen Beredsamkeit um vieles verschieden waren. Religion und Moral, die wichtigsten und würdigsten Angelegenheiten des Menschen, sind die Stoffe, welche die Kanzel-Beredsamkeit abzuhandeln hat, und die sie bald gesondert, bald auch vermischt vorträgt. Aechte religiöse Frömmigkeit, wahrhaftiger Sinn für alles Heilige und Gute ist die Grundlage eines geistlichen Redners, welcher die Herzen der Menschen gewinnen will. Ist er als solcher in dem Kreise seiner Zuhörer bekannt, und verbindet

er mit seiner innern Religiosität auch Kunst in der formellen Anordnung der Rede oder Schreibart, der Declamation und Action; so ist er seines Erfolgs gewiß. Von dem Gegenstande, den er vorträgt, muß er auf das innigste (e visceribus causae) ergriffen seyn; das Thema muß nach allen seinen Theilen nicht nur vom Verstande anerkannt und gebilliget werden; sondern sein religiöser Sinn muß auch mit aller Wärme und Hingebung die Wahrheit seines Vortrags durch Wort und That im Leben treulich bekräftigen. Rücksichtlich der rhetorischen Darstellung muß der Kanzelredner von dem Kreis seiner Zuhörer ausgehen, um den Gesichtspunct festsetzen zu können, nach welchem er den rhetorischen Character seiner Rede einzurichten habe. Doch selbst der ausgebildetsten Predigt muß Einfachheit und Popularität zum Grunde liegen, die keineswegs der Wichtigkeit und Würde des abzuhandelnden Gegenstandes zuwider läuft. Es ist im Gegentheil ein Gewinn und der wahre Maasstab für die Gültigkeit einer jeden Wahrheit, daß sie für Geist und Herz um so mehr Werth und Ansehen hat, je leichter und schneller ihr innerer Sinn in die Augen fällt, und je weniger sie kunstvolle Ueberredung bedarf, um ihr Einsicht zu befördern. Ueberladungen, prunkvolle Verzierungen oder wohl gar eine gelehrte, philosophische Auseinandersetzung des Ideenganges sind

dem innern Wesen der Sittenlehre und Religion gänzlich zuwider, und so einfach, klar und deutlich das Herz und die Vernunft über Pflicht und Gott zu uns sprechen, eben so soll auch der Redner uns sein Inneres entfalten, und uns seine Ansichten mittheilen, mit denen er uns für seine hohe Angelegenheit interessiren will. Da jede Predigt aus gewissen Eintheilungen besteht; so müssen diese nach dem Gesetz der Einheit entworfen und ausgeführt werden; so daß das Ganze oder der Hauptbegriff jedesmal aus allen seinen Unterabtheilungen wieder harmonisch hervorblicke. Diesen Eintheilungen muß auch Einfachheit zum Grunde liegen, weil nicht nur die unrichtige, sondern auch die zu sehr gehäufte Eintheilung verwirrt, und uns hindert, während des Vortrags dem Ideengang des Redners zu folgen. Der Eingang beginne mit Ernst und Würde, um den Zuhörer gehörig vorzubereiten, und denselben in denjenigen Zustand des Gemüths zu versetzen, den die Wichtigkeit des abzuhandelnden Gegenstandes erfordert, was vorzüglich das Gebet am besten bewirkt. Die Erklärung und Zergliederung des Themas in seine Theile, und der eigentliche Hauptinhalt der Predigt sey mehr für den Verstand berechnet, und die aus demselben hervorgehenden Wahrheiten müssen mit Deutlichkeit und Klarheit harmonisch erläutert, und mit kräftigen Beweis-

gründen durchgeführt werden. Doch darf schon während des erklärenden Vortrags bald mehr, bald weniger Lebhaftigkeit und Wärme über das Ganze sich verbreiten; sobald aber der Moment der Ueberredung anhebt, soll diese lebhafte, religiöse Sprache sich immer höher steigern, und sich endlich am Schlusse bis zu dem Grade begeisterter Andacht erheben. Dieser höhere Sinn wird auch der Sprache Deutlichkeit, Reinheit, Ernst, Einfalt und Würde einhauchen, und sie entfernt halten von aller Gemeinheit und Plattheit. Sie wird nicht nur der Regelmäßigkeit entsprechen, die sich von jedem gebildeten Vortrage erwarten läßt; sondern höher stehend als die gemeine Prosa, wird sie von einem begeisterten Gefühle zeugen, und durch ungekünstelte, freie Wendungen, durch Gleichnisse und figürliche Stärke Ohr und Herz des Zuhörers fesseln und Entschlüsse rege machen.

104.

Die Kunst hat für jede Art der so eben benannten Reden die Art und Weise erfunden, wie die Gedanken und Ideen in ein zusammenhängendes Ganze regelgemäß gebracht werden müssen, um dadurch dem Verstande eine umfassende und erschöpfende Einsicht zu verschaffen. Sie besteht demnach in der Verstandesgemäßen logischen Einrichtung oder

Eintheilung der Rede oder des Hauptsatzes nach allen denen daraus hervorgehenden Theilen. Die Theorie dieser Eintheilung oder Zergliederungskunst geht mehr die Logik an; alleine die stylistische Darstellung hängt mit der logischen so innig zusammen, daß es nothwendig ist, das Wesentlichste von der letztern mit möglichster Kürze zu berühren.

105.

Schon die Alten übten diese logische Kunst, wie die griechischen und römischen Reden zeigen, und Cicero und Quintilian haben sogar auch Theorien hierüber geliefert. Da aber die menschliche Denkkraft späterhin bei ihren geistigen Untersuchungen immer tiefer und schärfer zu Werke gieng; so hat auch diese Fertigkeit in neuern Zeiten an Schärfe und Genauigkeit vor der zwar oft einfachern, aber nicht immer so streng zergliedernden Eintheilungsmethode der Alten gewonnen.

106.

Die Haupteigenschaften der mechanischen Anordnung einer Rede sind folgende:

1) Der Eingang (exordium). Dieser hat zur Aufgabe, auf den Plan der Rede im Allgemeinen vorzubereiten, und in dem Zuhörer Interesse für die Entwicklung des abzuhandelnden Themas zu

erregen. Die Alten bedienten sich hier einer zweifachen Methode, die eine nannten sie Eröffnung (principium), in welcher der eigentliche Eingang übergangen und dem Zuhörer sogleich der Zweck aufgestellt wurde, den der Redner durch seinen Vortrag beabsichtigen wollte; die andere hieß Empfehlung (insinuatio), die mit dem modernen Eingang unserer Zeit völlig übereinkommt. — Der Eingang wird nur durch Leichtigkeit und Kürze gewinnen. Ist er zu weit ausgedehnt, so ermüdet er unnöthig die Aufmerksamkeit der Zuhörer, welche erst vollends bei der Auseinandersetzung des Hauptinhalts in Anspruch genommen werden sollte. Ist der Hauptinhalt mit zu viel Sorgfalt ausgearbeitet, oder enthält er Haupttheile, die erst späterhin vorkommen sollten; so giebt der Redner dadurch zu erkennen, daß er in der Darstellung die wichtigen Stellen von den weniger wichtigen nicht zu sondern wußte, und daß er überhaupt das Ganze nicht nach reinen Denkgesetzen entwarf. Da der Redner durch den Eingang sich gleichsam, wie die Alten sagen, erst anempfiehlt; so wird er seine Zuhörer um so leichter für sich gewinnen, wenn er in Sprache und Darstellung aus seinem männlichen, gesetzten Tone auch Bescheidenheit hervorblicken läßt, denn die Menge verlangt oft eine leisere Behandlung als der Einzelne vom Einzelnen. Der Eingang muß ferner auch

mit dem übrigen Ganzen in vollkommener Harmonie stehen; er darf nicht als etwas Fremdartiges vorausfolgen; Sprache und Anlage müssen den nämlichen Geist verrathen, der aus der Hauptsache selbst hervorgeht; kurz, er verhält sich, so zu sagen, zur eigentlichen Rede, wie in der Musik die Ouvertüre zum Singspiel.

107.

2) Die Ankündigung des Hauptsatzes oder des Thema's (propositio). Hier kann der Redner schon durch die feine Wahl desselben seinen gebildeten Geschmack aussprechen, da sich nicht Alles zur rhetorischen Darstellung eignet, und die Wahl des Stoffes auch von dem Grad der intellectuellen Ausbildungen seiner Zuhörer abhängt.

108.

3) Die Eintheilung (dispositio). Ihre Hauptregel ist, daß der Hauptbegriff in alle seine Glieder und Theile zerlegt und also kein Eintheilungsglied übergangen werde, welches aus dem Wesen der Sache hervorgeht. Eben so wenig darf das Ganze in zu viele und unnöthige Abtheilungen zerfallen, weil die Uebersicht dadurch erschwert wird, und ein zu sehr zergliedertes (skelettisirtes) Ganze kein ästhetisches Interesse für uns haben kann. Die Theile

müssen auch von einander so verschieden seyn, daß keiner den andern enthalte; sie müssen nach Gattungen und Arten durch die Logik geordnet und verbunden, und in einen solchen natürlichen und leichten Zusammenhang gebracht werden, daß das Ganze, so wie die Alten sagten, zwar als ein Getheiltes aber nicht als ein Zerbrochenes vor uns da liege (non frangere sed dividere).

109.

4) Die Abhandlung selbst. Diese entwickelt nun den eigentlichen Hauptinhalt oder so zu sagen den Fokus der Rede, verfolgt mit aller nur möglichen rhetorischen Gewandtheit an der Richtschnur des nun einmal entworfenen Eintheilungssystems ihre zu entwickelnde Hauptidee, und sucht durch Deutlichkeit, Wahrheit, Klarheit und Reichhaltigkeit der Sprache ihren Gegenstand so zu beleuchten, daß jedermann von der Wahrheit desselben sich überzeugt fühlen muß. Der Eingang, die Aufstellung des Hauptsatzes nebst der Eintheilung gab dem Zuhörer mehr eine Ansicht von der Sache; die Abhandlung aber verschafft ihm die Einsicht derselben. Sie ist die eigentliche Hauptwölbung der Rede, an welche die andern Nebentheile nur angesetzt werden, um das ganze rhetorische Gebäude vollständig herzustellen. Bei Gerichten geht sie mehr in eine erzählende Form

über, daher die Alten die Abhandlung narratio nannten; bei Predigten und andern rhetorischen Arten, wo mehr raisonnirend als historisch zu Werke gegangen wird, heißt sie Erklärung (expositio).

110.

5) Die Beweisführung (argumentatio). Durch sie sucht nun der Redner durch Herbeibringung aller der in seinen Plan passenden Beweise völlige Ueberzeugung von Seiten des Zuhörers zu bezwecken, und sondert die minder wichtigen von denjenigen ab, welche ihrer Triftigkeit wegen die Wahrheit des Gesagten am sichersten und schnellsten beweisen. Er häufe nicht zuviel Beweise auf einander; sondern wähle lieber wenigere, aber desto erschöpfendere; er schicke die leichtern Beweisgründe voran, vollende aber durch die gehaltvolleren den Moment der Ueberzeugung. Entwickelt er seine Beweisführung auf die Art und Weise, daß nach völliger Vorausschickung derselben am Schlusse der zu entwickelnde Hauptbegriff erst daraus hervorgeht, und klar wird, was man beweisen wollte; so ist dieß die synthetische Methode; stellt er aber vorher schon seinen Satz auf, und folgert daraus die zur Ueberzeugung dieses Satzes nothwendigen Beweise; so heißt sie analytisch.

III.

o) Der Schluß (peroratio). Dieser erfolgt, wenn der Redner glaubt, Alles aufgeboten zu haben, was zur Erklärung und gründlichen Beweisführung seiner darzustellenden Wahrheit wesentlich nothwendig war, und je überzeugender dieselbe durchgeführt wurde, mit desto zuversichtlicherer Theilnahme und Wärme kann er das Ganze beschließen. Der Schluß hat mit dem Eingang das gemein, daß er einfach und kurz abgefaßt werden soll; denn das Wichtigste muß schon voraus geschickt seyn, und auf eine Art, die keinen Zweifel mehr übrig läßt. Wird aber der Redner am Schlusse noch weitschweifig, gedehnt und allzu kunstvoll; so giebt er dadurch zu erkennen, daß er aus Mangel an gültigen Beweisgründen das Versäumte und Nichtgelungene nachholen und eben daher noch überzeugen will, da doch jetzt der Ueberzeugungsact geschlossen seyn und der Schluß zu nichts dienen soll, als die erläuterte und bewiesene Wahrheit mit Wärme und Fülle des Herzens und eines beredten Mundes dem Kreis seiner Zuhörer zuletzt noch anzuempfehlen. Eben so verfehlt eine sehr ausgeschmückte Schlußrede ihren Zweck, denn der Character derselben ist Ueberredung, diese gründet sich auf einen Vortrag, der ganz aus der Begeisterung einer aufgeregten, leidenschaftlichen Seele entspringt,

und

und die Sprache der Leidenschaft ist kurz, bündig und schmucklos, und verschmäht jede Kunst, die vieles Nachdenken und einen bedächtigen Ideengang voraussetzt: frei und schnell, wie die Geburt des leidenschaftlichen Gedankens, so sey auch die Sprache, womit ein rhetorischer Vortrag geschlossen wird.

112.

Die bisher berührten Eigenschaften einer Rede als Eingang, Ankündigung des Hauptbegriffs, Eintheilung, Abhandlung, Beweisführung und Schluß verrathen zwar einen überdachten Plan, und geben der Rede eine Regelmäßigkeit, die allerdings zum Behuf des aufzufassenden und nachdenkenden Verstandes sehr dienlich ist; alleine jedes ächt rhetorische Product erfordert noch höhere Eigenschaften als bloß diese kalten Regeln; Wärme und rhetorisches Leben muß es gewinnen, und aus der Fülle der Gedanken muß der figürliche Ausdruck entspringen, und uns ästhetisch rühren. Die Rhetorik hat den figürlichen Ausdruck auch mit der Poesie gemein, ja letztere ist sein eigentliches Gebiet, aus welchem ihn die Wohlredenheit nur herüber entlehnt, und ihn unter Voraussetzung rhetorischer Begrenzungen benutzt. Um den Character des Figürlichen gehörig aufzufassen, muß man von seiner Quelle, von der

Poesie, ausgehen, worauf sich die Anwendung auf die rhetorische Figur nach den früherhin schon festgesetzten Unterscheidungsmerkmalen zwischen Rhetorik und Poesie analogisch ergiebt.

113.

Unter einer Figur versteht man eine geistvolle, ästhetische Versetzung des eigentlichen Ausdrucks in einen uneigentlichen, den man entweder Figur oder Trope nennt. Man will beide dadurch unterscheiden, daß jene den Subjectsbegriff directe darstellt, und blos das Prädicat in das sinnliche Gewand eines Bildes einhüllt; diese aber das Prädicat in seiner eigentlichen Bedeutung stehen läßt, und bloß den Subjectsbegriff in ein Bild verändert. Alleine dieser Unterschied, so wie auch die Zergliederung und Eintheilung der Figuren und Tropen hat im Grunde genommen nur den Nutzen einer grammaticalischen Nomenclatur. Denn in einem genialischen Gemüthe wird das Figürliche oder Bildliche schon von sich selbst mit freier Originalität und Kraft aus der Tiefe der Phantasie auch ohne eine solche trockne Aufzählung der figürlichen Eintheilungen hervortreten, wenn sich nur alsdann der figürliche Ausdruck von aller Ueberladung entfernt hält, und nicht wie der Dichterling durch seine bilderreiche Prosa das

Mangelhafte und Matte seiner seynsollenden Dichtersprache zu überschimmern sucht.

114.

Sowohl in der Poesie als Rhetorik wirkt das Bildliche mit dem entschiedensten Vortheile, sobald es mit Natürlichkeit und Leichtigkeit den Sinn der Sprache begleitet; das Materielle tritt alsdann mit desto eindringenderer, ästhetischer Versinnlichung hervor, und versichert sich dadurch um so gewisser eines bleibenden Eindrucks; der abstracte Begriff vergegenwärtiget sich durch diese sinnliche Anschauung um so deutlicher vor dem innern Sinne, und die Fabel, Allegorie und Parabel erregen um so größeres Interesse, je bedeutsamer, freier und lieblicher die Bilder sind, die zu unserm ästhetischen Sinne sprechen. Wo aber das Bildliche für den Leser erst Nachdenken und Erklärung erfordert, wo es nicht von selbst schnell und leicht dem Gefühle entgegen kommt, da wird der dabei beabsichtigte Genuß eben so gewiß gestört, als wenn dieser poetische oder rhetorische Schmuck bei seiner Hervorbringung Zwang und technische Mühe verrathet. Frei und ungesucht müssen diese Blüthen aus der Sprache hervorkeimen, wollen sie sich nicht als ein erzwungenes Product eines ästhetischen Treibhauses verrathen. Eben so muß das Bild als ein integrirender Theil des Ganzen in

die Gesammtidee der Darstellung passen, und mit derselben in einer freien Harmonie stehen, weil es sonst das Ganze entstellt, und in reitzloser, nichtssagender Blöße alle poetische oder rhetorische Schönheit vernichtet.

115.

Die Bildersprache stammt eigentlich aus den Zeiten der Kindheit der Völker. Der menschliche Geist war damals in seiner Thätigkeit, wie bei Kindern, mehr an das Sinnliche gebunden, und bedurfte daher auch mehr Sinnenreitzende Bilder, wenn abstracte Begriffe und Wahrheiten bei ihm Eingang nnd bleibenden Eindruck bewirken sollten, wie alle Sprachen des hohen Alterthums z. B. die morgenländischen, hinlänglich beweisen, die so gerne mit Allegorien, Parallelen, Gleichnissen u. s. w., wie Kinder mit Blumen spielen.

Karl Heinr. Ludw. Pölitz. Aesthetik I. Th. §. 60. Leipz. 1807.

116.

Endlich erhöht auch der Wohlklang in der Rede das Interesse derselben ungemein. Wie sehr die Alten dieser Kunst Meister waren, beweißt die Geschichte jenes römischen Redners, dem gleich am Anfange der Rede schon Beifall zugejauchzt wurde, weil er

einen so angenehmen, musikalischen Wohlklang in eine der ersten Perioden hineinzulegen wußte. Es ist allerdings ein wesentliches Erforderniß, das Verhältniß der langen und kurzen Sylben und Wörter zu berücksichtigen; die Aufeinanderfolge der Wörter, Sätze und Perioden nach den Gesetzen des Wohllauts zu ordnen, und nach der Analogie unserer Gefühle die Gradationen des Steigenden und Sinkenden, des Starken und Schwachen, des Feurigen und Sanften zu bestimmen.

117.

Das Geschichtliche der teutschen Beredsamkeit schränkt sich eigentlich bloß auf die geistliche Rede ein, und beginnt als bemerkenswerth mit Geiler von Kaisersberg und späterhin mit Mosheim, dem ausgezeichneten Gründer der neuern, geistlichen Beredsamkeit. Sein Nachfolger Spalding verband mit Stärke, Innigkeit und rhetorischem Leben die höchste Einfachheit; Zollikofer wurde ihm, nur in einem höhern Sinne, völlig gleich, und durch Jerusalem, Cramer, Resewitz, Lavater, Sintenis, Hufnagel ꝛc. wurde das rhetorische Feld immer reichhaltiger, bis endlich Reinhard und seine vielen gleichzeitigen Mitarbeiter die geistliche Rede zu einer seltenen Celebrität erhoben.

Joh. Geiler von Kaisersberg Trostspiegel, Hamb. 1597.

Dessen Weltspiegel, Basel 1574.

Joh. Lor. v. Mosheim heilige Reden. Hamb. 1732. 1757. 1765. 3 Th. u. s. w.

Joh. Joach. Spalding Predigten. Berl. 1765.

Ge. Joach. Zollikofer Predigten. Leipz. 1769. 2 Theile.

Joh. Friedr. Wilh. v. Jerusalem Sammlung einiger Predigten. Braunschweig 1745. Zweite Sammlung 1753.

Joh. Andreas Cramer Sammlung einiger Predigten. Kopenh. 1775. 1776. 10 Th.

Friedr. Gabr. Resewitz Sammlung einiger Predigten. Berl. 1773.

u. s. w.

Als Beispiele weltlicher Reden:

Joh. Christ. Lünigs Sammlung von Reden grosser Herren, Minister ꝛc. Leipz. 1707. 12 Th.

Paris von dem Werder heroisch hochteutsche Frauenreden. Naumb. 1659.

Veit Ludwig von Seckendorf teutsche Reden. Leipz. 1686. 1691.

Joh. Christ. Gottsched gesammelte Reden. Leipz. 1750.

Engels Lobrede auf den König. Berl. 1781.

VIII.

Poesie im Allgemeinen.

118.

Die Poesie ist das höchste Ziel der Sprache, der Vereinigungspunct, wo alle Radien der Schönheit zusammenfallen, und dadurch den höchsten, reinsten Genuß, die seligste Lust in uns erregen. Sie ist die Sprache des innern Heiligthums des Menschen, aus welchem der Ton der Freude, der Liebe, des Schmerzens, der Trauer, der Ehrfurcht u. s. w. entspringt. Als die Geburt des innern Gefühles ist die Poesie selbst den wildesten Völkern eigen gewesen, ja sie war es oft mit der fröhlichsten Fülle und Stärke. Uns ist sie mehr Kunst, jenen mehr eine auf Religion, Sitten und Gebräuche einwirkende und daher bildende, göttliche Sprache. Was Prosa und Rhetorik hießen, und bewirken sollten, dieß war den ganz alten Völkern der Theorie nach weniger bekannt, beide sind erst Geburten einer neuern, mehr prosaischen, und so zu sagen, mehr Verstandesbetreffenden Kunst; daher rühmt sich die Poesie eines weit höheren Alters. In der Theorie aber beginnt die Sprache füglich mit der Prosa. Mit dieser begnügt sich wohl der zu belehrende Verstand; aber der genießende schreitet weiter; etwas Höheres, Wärmeres will er, und die Rhetorik ist es, die ihn

mit Würde und Kraft befriediget. Die geistige Kraft im Menschen vermag sich aber noch höher zu steigern; sie schwingt sich mit Freiheit hinauf in das weite Reich der Phantasieen, und die Sprache treibt die höchste und schönste Blüthe, die sich unserm ästhetischen Gefühle in der Dichtung entfaltet. Alle weiter oben vorausgeschickten Eigenschaften der Rhetorik, als Würde, Kraft, Einheit ꝛc. sind auch in der Poesie aber in einem höheren Sinne einheimisch; alleine letzterer kommen noch besondere, characteristische Eigenthümlichkeiten der Schönheit zu.

119.

Eine der vorzüglichsten Eigenschaften poetischer Schönheit ist die Anmuth oder Grazie. Ihr Wesen zu definiren, hieße, es mehr beengen als erklären, und man möchte beinahe sagen, sie will, daß ihr vergeistigter Begriff mehr an poetischen Werken gefühlt, als durch künstliche Definitionen entstellt werde. Ueberhaupt ist sie die Geburt eines reinen und zartfühlenden Sinnes, der mit poetischer Leichtigkeit die Darstellung seiner Ideen in einen zartgewobenen, zauberischen Schleier hüllt, um die materielle Zusammensetzung des poetischen Products auf eine unmerkbare und anmuthige Weise zu verbergen. Der dadurch in uns bewirkte angenehme Reitz erhöht unsern ästhetischen Genuß um so mehr, je rei-

ner die Umrisse des gleichsam ätherischen Gewandes gezeichnet sind, in welchem die Anmuth sich unserm innern Sinne darstellt.

120.

Anderer aber etwas verwandter Art ist das Naive, welches zunächst aus dem Natürlichen entspringt. Dieses Wort ist eigentlich für die Verhältnisse und Handlungsweisen solcher Menschen erfunden, die durch ihr freies ungebundenes Leben in dem Schooße der Natur eine angeerbte Einfalt und Gutmüthigkeit, jene kindliche Ungezwungenheit und Heiterkeit besitzen, welche wir in unserm zwangvolleren Leben in dem Kreise der Civilisation vergeblich aufsuchen. Wir nennen Kinder in ihren Redensarten und Spielweisen naiv, weil sie uns, wie aus einem Spiegel, jene verlohrne Einfalt des Lebens wieder zeigen, zu der wir uns aus unserm so oft beengten Leben sehnsuchtsvoll zurück wünschen; wir nennen einen Schriftsteller naiv, wenn er sein von dieser Einfachheit und Kindlichkeit ergriffenes Gemüth durch die Sprache analog darzustellen weiß. Scherz und muntere Laune sind die gewöhnlichen Begleiterinnen des Naiven; aber selbst für den Schmerz hat dasselbe eine fromme theilnehmende Sprache. Voll rührender Naivetät ist die kindliche Dichtung in Hebels alemannischen Gedichten;

so auch Schillers Mädchen aus der Fremde, und vorzüglich in Gretchens Klagegesang über den Verlust ihrer Ruhe in Göthe's Faust ergreift uns der naive Schmerz mit unendlicher Gewalt.

121.

Auf eine andere Art wirkt das Kühne auf unser Gemüth. Wenn das Naive Theilnahme, heitere Laune, innige Rührung in uns erregt; so bewirkt das Kühne mehr Bewunderung und Erstaunen, wodurch es sich dem Erhabenen nähert. Es besteht in einer gewagten geistigen Kraftäußerung bei der Darstellung poetischer Ideen. Ueberraschende, bildliche Ausdrücke, schnelle, erschütternde Wendungen des Ideenganges, entsprungeu aus einer starken, kräftigfühlenden Seele, die gleichsam nur mit Einem Pinselstrich den Drang ihres Gefühls andeutet, versinnlichen uns das Kühne, und die Sprache desselben ist der höchste Grad von Kraft und Kürze.

122.

Die höchste, poetische Gewalt spricht sich endlich im Erhabenen aus. Eigentlich ist die Quelle desselben die Würde, die in das Unendliche sich steigernd, zur Erhabenheit heranreift. Nicht nur, was über das Gemeine sich erhebt; sondern was nach dem Typus des Schönen in kolossalischen Formen

die Idee von dem Siege des Unendlichen über das Endliche gleichsam sinnbildlich darstellt, und dadurch unser ästhetisches Interesse erregt und aufs höchste befriediget, eignet sich zu dem Erhabenen. Den sichtbaren Stempel des Erhabenen zeigt uns die Natur in den verschiedensten Formen; bald in der Katarakte, bald an der kolossalen Felsenmasse, bald an dem gestirnten Himmel oder im großen unendlichen Ocean. Wir betrachten diesen erhabenen Styl mit Erstaunen, fühlen uns anfangs von der Größe dieser dynamischen Naturkraft im Rückblick unsrer Endlichkeit niedergedrückt; werden aber wiederum durch die Erinnerung an die Möglichkeit geistiger Erhabenheit, zu welcher die Menschheit sich erheben kann, entschädigt und ästhetisch befriedigt. So finden wir auch in großen, menschlichen Handlungen das Erhabene wieder, dem wir um so williger unser Wohlgefallen weihen, weil hier das Erhabene, welches wir bewundern, im Menschen selbst liegt. Die Geschichte liefert hier die mannigfachsten Beispiele, wenn gleich die Individuen, an denen sich das Erhabene repräsentirt, nicht immer auch gleiche, moralische Größe besitzen. Denn das größte Verbrechen, sagt Bouterweck, kann in ästhetischer Hinsicht zuweilen erhabner seyn, als die Tugend, und ästhetisch schätzen wir nur die überirdische Kraft, aus der das Gute und Böse entspringt, nicht den

Grad der Reinheit einer moralischen Größe. Miltons und Klopstocks Geister der Hölle sind erhaben, wenn gleich ihre teuflischen Naturen unserm moralischen Sinne ganz entgegen sind. Eben so zeigt sich uns die Erhabenheit in den denkwürdigen Worten an dem Denkmahle der gefallenen Spartaner, und in Cäsars großem Ausrufe: Veni! Vidi! Vici!

123.

Das Erhabene muß entfernt gehalten werden von dem bloß Gräßlichen und von allem, was triviale Furcht erregt. Jenes entspringt durch den Anblick großer körperlicher Qualen, welche an sich allein eben so wenig als wie ein von jener Furcht geängstigtes Gemüth ein Gegenstand ästhetischer Lust seyn können, und nur in uns einen Sinnenschmerz oder ein lächerliches Gefühl zurücklassen. Der Anblick körperlicher Qualen stört aber alsdann unsern Genuß am Erhabenen nicht, sobald unser Sinnenschmerz von der überirdischen Größe verdrängt wird, womit eine große Seele dieses körperliche Leiden erträgt. Die Darstellung desselben heißt Pathos, und am ehrwürdigsten rührt es uns in dem letzten Worte des Erlösers: Es ist vollbracht!

124.

Wohl aber verträgt sich mit dem Erhabenen ein ästhetischer Schauder, sobald derselbe nicht

durch den Anblick gräßlicher Gegenstände erregt wird; denn wer mag den von der Folter Gepeinigten einen Gegenstand des Erhabenen nennen. Hingegen das Shakespearsche: "Siehe, mein Prinz, da kömmt es„, erregt in uns bei Erscheinung des Geistes einen Schauder, der von jedem noch so strengen Kunstrichter als rein ästhetisch anerkannt werden muß.

125.

Auch in der Sprache giebt es eine Darstellung des Erhabenen, es beruht aber nicht in einzelnen besonders hiezu gewählten Wörtern und Redensarten; sondern in dem durch die Sprache bewirkten Gesammtausdruck eines erhabenen Gemüths. Ein erhabener Styl ohne innere Erhabenheit des Geistes ist ein Unding, das die Sprache sehr schicklich Pompast zu nennen wußte. Reine Erhabenheit linguistischer Darstellung findet sich in Göthes Harzreise, Prometheus und Grenzen der Menschheit.

126.

Auch das Wunderbare kann eine Eigenschaft poetischer Schönheit seyn. Alles das, was über die Gesetze der Möglichkeit hinausgeht, und dessen Erscheinung wir uns daher nicht erklären können, nennen wir ein Wunder. Allein nicht jedes Wunder ist zugleich für uns ästhetische Befriedigung. So

eignen sich z. B. wunderbare Erscheinungen in der Natur (Phänomene) überhaupt gar nicht für das ästhetische Wunderbare, da dem denkenden Verstande noch immer die Hoffnung übrig bleibt, das geheime Gesetz ihrer Möglichkeit früher oder später aufzufinden, wodurch der poetische Reitz verschwinden muß. Hingegen in dem gleichsam absolut Wunderbaren, in der Zauber- oder Geisterwelt, ist hinlänglich ästhetischer Stoff für die Darstellung des Wunderbaren vorhanden, und die dichterische Phantasie kann hier in den ungebundensten Schwingungen und auf die mannigfaltigste Weise durch die üppigsten Zauberschöpfungen uns ergötzen. Alleine ihre Darstellung wird nur in einem ästhetischen Gewande d. h. durch die Einheit der Form uns befriedigen können, denn sonst dürfte sich jedes bizarre Märchen aus einer Rockenstube hieher rechnen. Wird nur der Character des Wunderbaren durchgängig so fest gehalten, daß die überirdischen Wesen der Zauberwelt als gleichsam vergeistigte Analogieen der Menschheit wieder zu erkennen sind, und daß aus dem Ganzen poetische Wahrheit hervorleuchtet; so behält es doch noch immer ästhetische Würde, wenn es auch historische und physische Wahrheiten geflissentlich übertritt.

Das Wunderbare zerfällt in das antike und moderne. Unter dem erstern versteht man die My-

thologie der Griechen und Römer, das reichhaltigste Feld für Darstellungen blühender Phantasieen, wie unsere neuesten Dichter (z. B. Schiller in seinen Göttern Griechenlands und in der Ceres) so schön beweisen. Das modern-Wunderbare enthält bloß Dichtungen aus der Feen- und Geisterwelt, unter denen Musäus mit seinen Volksmährchen und Matthison in seinen Gnomenliedern gewiß oben anstehen.

127.

Das Schöne in der Kunst und so auch in der Poesie stellt sich auch zuweilen auf eine indirecte Art in dem Gewande des Komischen dar. Das Komische ist gleichsam eine wohlgefällige Herabsetzung des Ernstes und der Würde unter der Bedingung einer ästhetischen Form. Die Ungereimtheiten des moralischen und bürgerlichen Lebens im Vergleich zu jener reinen Vernünftigkeit, zu welcher nur der kluge und moralisch-feste Character nach und nach gelangt, eignen sich ganz für diese besondere ästhetische Form. Die Sprache der Komischen gründet sich vorzüglich auf Leichtigkeit, Natürlichkeit und Naivetät, und die eigentliche Quelle desselben ist Witz und Laune. Witz ist das geistreiche Spiel mit Vergleichungen und Aehnlichkeiten; Laune hingegen die genialische Darstellung des Antogonismus unserer subjectiven

Ueberzeugung mit der Allgemeinheit öffentlicher Meinungen. Die Nachbildung des gemeinen, lächerlichen Lebenstactes veranlaßte die Eintheilung zwischen höherer und niederer Komik, wodurch aber selten die wahre Kunst etwas gewann, mit Ausnahme einiger neuern, glücklichen Versuche im Knittelvers als die passendste Form des niedrig Komischen oder des Burlesken. Das Lustspiel ist der vorzügliche Spielraum für das Komische, wenn gleich die strenge Kritik auch an den bessern und neuesten Versuchen noch immer etwas zu wünschen übrig hat. Das teutsche Gemüth scheint überhaupt mit wenigerem Glücke in diesem Fache als andere Nationen sich auszusprechen, ob zur Schuld oder zum Lobe, müßte anderswo beantwortet werden. — Auch der Roman und das Heldengedicht eignen sich für komische Darstellung, und Thümel, Wieland ꝛc. liefern uns hierinnen die heitersten Ergötzungen.

128.

Engel sagt: "Der beste Weg, sich von einer Sache einen bestimmten Begriff zu machen, ist der, daß man sie mit ihrem Gegentheil vergleiche. Der Poesie steht die Prosa entgegen, und um das Wesen der erstern richtig auffassen zu können, muß sie mit der letztern in Vergleichung gebracht werden.„ Prosa ist die Sache des Verstandes, der ruhigen

Ueber=

Ueberlegung, die eigentliche Bildungsstätte des Erkenntnißvermögens; Poesie hingegen arbeitet einzig und allein auf die Befriedigung unsers ästhetischen Sinnes hin, um dadurch poetische Rührung des Gemüthes hervorzubringen, wenn sie gleich auch nebenbei, ohne daß sie es gerade will, auf die Veredlung unsers höhern Erkenntnißvermögens sehr wohlthätig hinwirkt. Poesie oder Dichtung ist eine allgemeine Bedeutung, und kann auf jeden Künstler angewendet werden; er mag durch optische oder akustische Kunstformen sein Dichtungsvermögen darstellen, oder die Schönheit der Gedanken Kunstgemäß entwickeln. — Das Wesen der Poesie in unserm Sinne besteht demnach in einem dem ästhetischen Gefühlsvermögen durch die sinnliche Form der Sprache zur innern Anschauung nahgebrachten, idealisirten und Rührung erzeugenden Leben. Während also Prosa dem Erkenntnißvermögen alle ihre Stoffe in kalter Wirklichkeit überliefert, und dabei nichts als das Wissen beabsichtiget; so verarbeitet hingegen die Poesie den irdischen Stoff oder den Gedanken durch die Wärme einer gebildeten Phantasie zu einer höhern, lebensvollern Form, und indem sie alles der Wirklichkeit entzieht, umhüllt sie es mit dem idealischen Gewande der Dichtung, um im Menschen eine dem subjectiven, idealischen Gefühle des Dichters analoge Aufregung ästhetischer

Gefühle zu bewirken; daher sie auch mit Recht schöne Gedankenkunst genannt wird.

129.

Das Wort ästhetisch stammt aus dem Griechischen von αισθω, ich fühle, ich schmecke, und man bezeichnet damit alle diejenigen schönen Geistesproducte, welche vermöge ihrer schönen (idealischen) Gestaltung in unserem innern Sinne die reinste Lust erregen. Nur dasjenige ist schön, was vermittelst der Form eine idealische, d. h. aus unsrer ästhetischen Vernünftigkeit entspringende, rein-menschliche Lust zu erregen vermag, und welches nur um seiner selbst willen für alle Zeiten gefällt. Die Lehre, welche die Möglichkeit und die Gesetzmäßigkeit des Schönen erklärt, heißt Aesthetik oder Philosophie des Schönen. Ihr Begründer ist Alexander Gottlieb Baumgarten, der sie unter den Teutschen zuerst als Wissenschaft behandelte.

Alex. Gottl. Baumgarten Aesthetica. Frankfurt a. d. Oder 1750 bis 1758. 2 Th.

Moses Mendelssohn philosophische Schriften über die Empfindungen. 1 Th. Karlsruh.

Joh. Georg Sulzer Theorie der schönen Künste. Leipzig 1792.

Joh. August Eberhard Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Halle 1783.

Joh. Joach. Eschenburg Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berl. 1783.

Karl v. Dalberg, Grundsätze der Aesthetik, deren Anwendung und künftige Entwicklung. Frankf. 1791.

Im. Kant Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg 1764.

Desselben Kritik der Urtheilskraft. Berlin 1790.

J. Gottfr. v. Herder Kalligone. 3 Th. Leipzig 1800.

Desselben kritische Wälder. 3 Th. Riga 1769.

Joh. Wolfg. von Göthe Versuch über die Dichtungen. In den Horen vom J. 1796.

Friedrich Schiller prosaische Schriften. 4 Bde. Leipz. 1792—1802.

Friedrich Bouterweck Aesthetik. 2 Th. Leipzig 1806.

K. Hr. Ludw. Pölitz Aesthetik für gebildete Leser. 2 Th. Leipz. 1807.

Aug. Wilh. Schlegel. Briefe über Poesie, Sylbenmaas und Sprache in den Horen vom Jahr 1795 und 1796.

Fr. Schlegel über die Grenzen des Schönen (im teutschen Merkur) 1795.

Jean Paul (Friedr. Richter) Vorschule der Aesthetik. 3 Th. Hamb. 1804.

130.

Der Zweck der Poesie ist, streng genommen, kein anderer als die poetische Schönheit selbst,

d. h. sie will nichts als sich selbst, daher die so oft mißverstandene und beinahe zweideutige Definition der Poesie, als sey sie das Zweckmäßige ohne Zweck. Das geistige Bedürfniß im Menschen dehnt aber den Zweck der Poesie ohne ihren Willen noch weiter hinaus; denn dasselbe läßt durch letztere nicht nur das ästhetische Gefühl in seiner höchsten Stärke rege machen und befriedigen; sondern nebenbei auch auf das gleichsam edlere Erkenntnißvermögen im Menschen hinwirken, wodurch also intellectuelle Bildung im höchsten Sinne befördert wird. So wirkten auch die alten Gesänge eines Amphion und Orpheus, denn während sie das poetische Leben ihres Gesanges auf der Lyra der horchenden Menge mittheilten, rührten sie dadurch das noch harte, menschliche Herz; machten es milder und empfänglicher für Eintracht und Friede; lehrten ihm den heiligen Willen der Götter, und was diese den abgeschiedenen Seelen in den Gefilden der Unsterblichkeit Gutes und Seliges aufbewahren. —

Joh. Gottfr. von Herder Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten; (in den Abhandlungen der baierschen Akademie 1781; so wie auch in seinen sämmtlichen Werken).

131.

Bei den ältesten Völkern findet man also schon Spuren der Poesie, und sie ist, wie schon bemerkt,

weit früher vorhanden gewesen als eine gebildete Prosa. Der Gesang der Vögel, die fröhliche Stimmung des Herzens, eine innige Sehnsucht nach einem verlornen Gute, oder Ehrfurcht-erregende Naturerscheinungen ꝛc. erfüllten und bedrängten das menschliche Gemüth; es suchte seine fröliche, wehmüthige oder religiöse Begeisterung zu äußern, und so entwickelte sich die poetische Sprache der Freude, der Trauer oder der Andacht. Die Sprache der Prosa war mehr die spätere Sprache der Noth und des Bedürfnisses, die mehr durch äußere Verhältnisse angeregt wurde, und woran das innige Gemüth weniger Antheil hatte. So verlohr das erste Menschenpaar den Reichthum ihrer Seligkeit, und Mangel und Noth verwandelten das Leben in eine dürftige Prosa.

132.

Obschon ein dichterisches Genie gleichsam über das ganze Leben herrscht, und beinahe jeder Stoff aus demselben ihm zu Gebote steht, um ihn aus dem irdischen Daseyn durch seinen Zauber in das weite Reich seiner poetischen Welt heraufzuheben; so zeigt sich doch die Reinheit eines ächt-poetischen Gemüthes in einer strengen Auswahl in Absicht des darzustellenden Gedankenstoffes, indem es alles Triviale, Gemeine und Widrige aus ihrer Darstel-

lung entfernt. Der Dichter muß neben einer allseitigen, intellectuellen Bildung auch Kenntniß des menschlichen Herzens, Kenntniß in den Sitten und Gebräuchen und in der eigenthümlichen Denkungsart desjenigen Volkes haben, für welches er dichtet; kurz er muß mit dem Kreise der intellectuellen, moralischen, ästhetischen und religiösen Kultur desselben genau bekannt seyn, um als Repräsentant seiner Nation, so wie der ganzen Menschheit auftreten zu können. Diese Eigenschaften aber alleine machen denjenigen, der sich im Besitze derselben befindet, noch lange nicht zum Dichter. Auch der Reim und das Sylbenmaas* bestimmen noch nicht den wesentlichen Character eines Gedichts, denn alle poetischen Producte der alten Zeit entbehren ganz jenes zufälligen Schmuckes des Reims, der eigentlich eine Erfindung teutscher Dichtkunst ist. Dem Dichter muß also von einem höhern Standpuncte aus sein eigenthümliches, beneidenswerthes Loos fallen, wenn er als solcher unter der Menschheit auftreten will. Aus seinem Innern geht sein großer und edler Beruf hervor; aus der glücklichen Organisation seines Geistes entspringt sein höheres Leben, welches in Reichthum und Fülle aus der überirdischen Quelle der Ideale dahinfließt, und in dem Gewande einer reingebildeten und glanzvollen Sprache als versinnlichende Kunst des innern Sinnes in ruhi-

ger Klarheit und Schönheit sich uns darstellt, uns erheitert, tröstet und erhebt. Kein Dichter erhält seine Dichtungsgabe erst von Menschenhänden; der Genius seiner innern, edlern und höhern Natur begleitet ihn gleichsam aus einer andern Welt still und unbewußt ins Leben hinein, wenn gleich späterhin dieser innere Keim von Menschen erst erwärmt und ausgebildet werden muß.

* K. P. Moritz Versuch einer teutschen Prosodie. Berl. 1786.

J. H. Voß Zeitmessung der teutschen Sprache. Königsberg 1802.

Eintheilung der poetischen Formen.

133.

In jedem poetischen Producte steht der Stoff desselben und seine formelle Darstellung in einem eng- harmonischen Verhältnisse, und der Dichter muß also für die Darstellung seiner poetischen Gedanken eine für dieselben passende Form aufzufinden wissen. So wie nämlich das menschliche Gemüth seine verschiedenartiger Zustände auch unter der ihnen jedesmal entsprechenden Form durch Handlungen und Sprache äußert, eben so kann der Dichter jede Art von poetischer Gedankenfülle nach der Eigenthümlichkeit seiner subjectiven, dichterischen Kraft durch eine diesem poetischen Stoffe angemes-

sene Form versinnlichen, wodurch die poetische Darstellungsweise in verschiedene Abtheilungen zerfällt=

1) Epische Dichtung:
   a) das Heldengedicht (Epopöe);
   b) die Romanze;
   c) die Legende;
   d) die poetische Erzählung.

2) Dramatische Dichtung:
   a) das Trauerspiel;
   b) das Lustspiel;
   c) das Schauspiel.

3) Lyrische Dichtung:
   a) Lied:
      α) das religiöse;
      β) das weltliche;
   b) Ode;
   c) Dithyrambe;
   d) Elegie;
   e) Heroide;
   f) Cantate;
   g) Sonett.

4) Didactische Dichtung:
   a) poetische Epistel;
   b) didactische Satyre;

5) Vermischte Dichtungsarten:
   a) die Idylle;
   b) die beschreibende Poesie;
   c) der Roman;
   d) das Epigramm;
   e) die Fabel.

134.
Epische Dichtung.

Diese stellt durch ihre beschreibende oder erzählende Form eine große Unternehmung, eine Begebenheit dar, die in das Schicksal der Menschen, ja selbst ganzer Nationen mächtig eingreift, und durch ihren seltsam verflochtenen, universellen Gang und durch ihre hohe Gestaltung sich zu einem historisch-ästhetischen Kunstproducte erhebt, welches Befriedigung unsers ästhetisch-epischen Sinnes beabsichtiget. In dem Conflicte einer epischen Begebenheit wirken auch Characteре, die aber die epische Dichtung nur unter der Bedingung aufnehmen kann, wenn sie genug epische Größe besitzen, um in des Epos weitumfassenden Plan hineinzupassen. Die Welt des Epos erhebt sich über die beengten Grenzen prosaischer Wirklichkeit, und stellt uns in wunderbarer, ästhetischer Verknüpfung ihre höhere Ordnung der Dinge und einen Widerstreit kolossaler

Kräfte dar, die der menschlichen Natur als Organ der Freiheit den Kampf anbieten, und zuweilen durch den Zauber des Wunderbaren und Uebernatürlichen um so anziehender uns rühren und ergötzen.

135.

Die epische Sprache trägt das Gepräge erhabner und ruhiger Einfachheit an sich, daher bedient sie sich des Bildlichen weit weniger als die lyrische Poesie, und hält sich auch mehr von dem großen, leidenschaftlichen Gange des Drama's entfernt. Nichts destoweniger darf ihr der epische Glanz fehlen, der für die Darstellung so seltener Ereignisse und großer Charactere wesentlich nothwendig ist; und sie verliert ganz ihre Richtung und Bestimmung, sobald sie ihren Stoff aus der gewöhnlichen Welt entlehnt, und ihn in einen bürgerlichen Ton einkleidet. Wenn auch Göthe durch seine allesvermögende Originalität in dem rührend-einfachen Epos "Herrmann und Dorothea„ das häusliche Leben mit unnachahmlichem Reitze in den Kreis des Epos herauf zu heben wußte; so beweißt die darin herrschende Sprache, daß zwar hier einmal das bürgerliche Leben zum Epos gesteigert wurde, daß aber der Dichter bei aller Einfachheit des Stoffes in der dazu erwählten einfachen Natursprache nie bürgerlich wurde.

136.

Dem Gemälde des Epos muß Eine Hauptperson zum Grunde liegen, die durch ihre Wichtigkeit und epische Größe über alle andere Nebenwesen hervorleuchtet, und an welcher der Dichter seine Hauptkraft erprobt. Dessen ohngeachtet muß diese Hauptperson doch immer in einer gewissen harmonischen Haltung zu den Nebencharacteren stehen, und letztre dürfen in der Darstellung weder in ein zu unbedeutendes Dunkel zurückgestellt, noch in ein zu starkes Licht zum Schaden des Hauptcharacters gesetzt werden. Eben so läßt der Dichter Eine große Hauptbegebenheit allen andern minder wichtigen Ereignissen voranwirken, die gleichsam den Fokus der Geschichte bildet, und um den sich die übrigen Vorfälle unter der Bedingung der Einheit im Mannigfaltigen in wundersamen Verkettungen herumdrehen. Sowohl in Rücksicht der Charactere als auch der Begebenheiten ist bei ihrer Zusammenstellung ästhetische Abwechslung eine der Hauptbedingungen, um durch dieses mannigfaltige Leben für die Darstellung Interesse zu erregen, und dieselbe vor jedem ermüdenden, monotonen Gange zu bewahren.

137.

Alles eignet sich zur epischen Darstellung, was die Kraft der menschlichen Freiheit auf eine unge-

wöhnliche Weise in Thätigkeit setzt und erschüttert, und sich dem Menschen unter dem Namen Schicksal ankündiget. Der Andrang gewaltiger Naturen, der seltsam verhängnißvolle, weit um sich eingreifende Gang des Lebens in den Schicksalen einzelner Menschen, große historische Ereignisse, ungewöhnliche große Charactere, ja selbst überirdische Wesen gehören zu dem reichhaltigen Gebiete des Epos. Daher eröffnet dasselbe dem Dichter ein unermeßliches Feld, in welchem er sogar die Grenzen der Möglichkeit und physischen Wahrheit zuweilen verläßt, und mit dichterischer Täuschung Sichtbares mit Unsichtbarem, Irdisches mit Ueberirdischem in wunderbaren Gestaltungen verbindet.

138.

Das Heldengedicht. (Epopöe.)

Die Wortbedeutung Heldengedicht giebt schon die Bestimmung dieser Dichtungsart zu erkennen. Helden sind ungewöhnliche Menschen, die bei großen Begebenheiten, bei seltnen und wichtigen Unternehmungen in ihrer dynamischen oder moralischen Größe sich zeigen. Der Held des Stücks hat für uns um so mehr Interesse, je sichtbarer irgend eine große Idee seinem Heldenlauf zum Grunde liegt, die ihn von der Sphäre des gewöhnlichen Lebens abruft, und ihn unwiderstehlich antreibt, den Ruhm der

Unsterblichkeit zu erlangen. Sey auch dieser Ruhm negativ, d. h. nicht aus der Quelle reiner Sittlichkeit entsprungen; so finden wir an dem Helden immer noch ästhetisches Interesse, wenn seine Größe nur mit epischer Fülle und Stärke hervorgeht. Aus diesem Grunde hat selbst das Ungeheuer Franz in den Räubern für uns noch ästhetischen Werth, denn wenn auch seine satanische Lebensphilosophie unser moralisches Gefühl bis auf den letzten Grund erschüttert und aufregt; so versöhnt uns der Dichter wieder durch die epische Kraft, mit welcher dieser Character durchgeführt ist. Alleine eben so wenig wird der Dichter es uns verargen können, wenn wir uns an dem reinen und milden Glanze eines großen, sittlichen Helden lieber erwärmen, als an der Flammengröße, mit welcher ein Ungeheuer Himmel und Hölle erschüttert. — Im Heldengedicht ist übrigens das Meiste auf den Ausgang berechnet, als den Schlußstein des ästhetischen Wohlgefallens, mit dem wir uns einer epischen Dichtung hingeben. Nachdem nämlich der Dichter den Gang der Begebenheiten in abwechselnder Fülle vor unsern Augen abrollte, und der Held in dem Conflicte mächtiger Momente seine epische Größe entwickelt hat; so fühlen wir uns von Bewunderung und hoher Rührung zuletzt noch am meisten ergriffen und erschüttert; er mag nun in seiner herrlichen Größe das

rühmlich vollenden, was er mit dem Gefühle seiner Kraft unternahm, oder im Kampfe mit einer mächtiger wirkenden Macht das Ziel seiner erprobten irdischen Kraft finden, und von derselben überwunden, rühmlich enden.

139.

Der Dichter stellt die Schönheit des Heldengedichts entweder directe dar, oder er sucht sie indirecte, d. h. durch eine komische Herabsetzung des Ernsthaften und Erhabnen zu versinnlichen, um durch diesen überraschenden Kontrast das Gefühl des Lächerlichen in uns rege zu machen, wodurch das Heldengedicht in das ernsthafte und komische zerfällt. Während also in dem erstern Stoff und Form der epischen Würde völlig entsprechen; so windet in dem komischen Heldengedicht sich die Schönheit durch immerwährende mit dem epischen Ernst im Widerspruche stehende Gegensätze und Ungereimtheiten hindurch, um durch diese versteckten Umwege in dem Gewande des Lächerlichen, Scherzhaften und Launichten uns ein heiteres, fröhliches Wohlgefallen abzugewinnen.

140.

Romanze oder Ballade.

Sie ist eine Epopöe nach verjüngtem Maasstabe, in welchem sich in dem treuherzigen Tone der

alten Vorzeit die Kraft des Ritterthums, der Religion, der Zauberei und Liebe in bunten Mischungen ausspricht. Am gelungensten bewährt sich Bürgers Eichenhorst und Leonore, und in den neuern Zeiten gaben Göthe, Schiller und Schlegel unter dem Hauche der griechischen Kunst und Mythologie der Ballade einen ganz neuen Character. Der Gesang des alten Ritterthums legte eigentlich den Grund zum Balladengesang. In Einfalt und treuherziger Kindlichkeit besangen sie die Tapferkeit und abentheuerlichen Züge der Helden, die Innigkeit und Stärke der Liebe, die Macht und Herrlichkeit des Glaubens und der Kirche, die Schönheit des Frühlings, die Würde der Frauen, kurz alles, was überhaupt jene ehrwürdige Zeit Großes und Schönes hervorbrachte. — Außer den schon benannten Dichtern sind noch zu bemerken Graf zu Stolberg, Langbein, Tiedge, Hölty, Gleim, Löwen, Schiebler ꝛc.

Gottfr. Aug. Bürger Gedichte. 1778. 1789. 2 Theile.

Joh. Wolfg. von Göthe's Werke. 13 Bde Tübing. 1806 — 1810.

Fr. Schiller Gedichte. 3 Th. Jena und Weimar 1800.

A. W. Schlegel poetische Werke. 2 Th. Heidelberg 1811.

Fr. Leop. Graf zu Stollberg Gedichte. Leipz. 1779.

Aug. Fr. Ernst Langbein Gedichte. 2 Th. Leipzig 1800.

C. A. Tiedge Elegieen. Halle 1807.

Ludw. Heinr. Christoph Hölty Gedichte. Halle 1782.

Friedr. Wilh. Gleim Romanzen. Amsterd. 1757.

Joh. Friedr. Löwen Romanzen. Hamb. 1762.

Dan. Schiebler Romanzen. Leipz. 1768.

Sammlungen: Romanzen der Teutschen. Leipz. 1774. 78. 2 Bde.

Joh. Gottfr. von Herder Volkslieder. Leipzig 1778. 79. 2 Bde.

Bodmer altenglische und altschwäbische Balladen. Zürich 1780. 81. 2 Bde.

141.

Die Legende.

Der Legendenton trägt in einer poetischen Form ein aus kirchlicher Ueberlieferung entlehntes, seltnes Factum oder eine religiös-heroische Aufopferung vor. Da sie Begebenheiten und Handlungen aus der frühen Vergangenheit darstellt; so paßt für sie am besten die antike Sprache der alterthümlichen Einfalt, entsprungen aus der innigen Begeisterung eines religiös-poetischen Sinnes. Sie umschließt die Geschichte religiöser Heroen, die für die höchste aller

Ideen

Ideen, für die Religion, als Sache des Himmels, den großen Kampf bestanden, und im Gefühl ihres hohen Berufes ihren unerschütterlichen Glauben oft selbst mit dem Tode versiegelten. Die Geschichte hat uns das Leben eines Polycarp, Bonifacius und mehrerer anderer aufbewahrt, und es wäre zu wünschen, daß außer seinem religiösen Zwecke dieses bisher nur zu sehr abgelegene und noch wenig angebaute Gebiet auch der Geschichte wegen mit Wahl und Maas aus seiner Dunkelheit noch mehr hervorgezogen würde, wodurch das religiöse Gemüth, der Geschichtsforscher und der Dichter gewinnen könnten. Ganz richtig bezeichnet daher der lateinische Ausdruck Legende (a legendo), das Lesenswerthe solcher religiösen Ereignisse, und um so mehr haben wir Teutsche es Herdern zu danken, daß er durch seinen männlich-frommen Legendenton uns auf so manches Vergessene aus dieser frommen und oft so großen Welt wieder aufmerksam machte. Waren doch die Griechen und Römer gegen ihre Heroen dankbarer, und erhoben diese, als die ersten wohlthätigen Bildner eines noch wilden Menschengeschlechts, als die tapfern Bezähmer verheerender Ungeheuer zu dem Range unsterblicher Götter. Und selbst wir verweilen noch jetzt gerne in diesem mythischen Dunkel grauer Heldenzeit; warum sollte uns also nicht die Geschichte jener religiö-

sen Helden eben so nahe liegen, da sich dieselbe, aus einem spätern Alter abstammend, noch mehr historischer Gewißheit zu erfreuen hat, und zuweilen Resultate liefert, die unsers ewigen Andenkens würdig sind.

142.

Die Legende zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. In der erstern ist sie ein rein historisches Factum, das sich in der Kirchengeschichte nachweisen läßt, und als eine von allem Uebernatürlichen gesäuberte, historische Wahrheit unter den übrigen kirchlichen Begebenheiten als seltnes Beispiel menschlicher Aufopferung und Hingebung aufgezählt wird. In der zweiten stellt sie sich als ein Ereigniß dar, welches unter die übernatürlichen, wunderbaren Begebenheiten der kirchlich-historischen Welt gehört, und durch diese überirdische Glorie sich um so mehr zur Darstellung eines hohen, poetischen Zaubers eignet. An Herdern weißt die Sprache die vortrefflichsten Muster der Legendenpoesie auf; A. W. Schlegel schrieb auch den heiligen Lukas; beiden aber steht Kosegarten weit nach.

Joh. Gottfr. von Herder Legenden in den zerstreuten Blättern. Th. 6. S. 275 und in der Adrastea S. 3. S. 189.

A. W. Schlegel in seinen Gedichten.

Lud. Theobul. Kosegarten Legenden. 2 Bde. 1804.

Langbein und Pfeffel lieferten einige Versuche in komischen Legenden.

143.

Die poetische Erzählung.

Im Grunde genommen trägt oft beinahe jedes epische Gedicht den Character einer poetischen Erzählung an sich; alleine da in den neuern Zeiten es Gedichte giebt, die einzig und allein als poetische Erzählung zu nehmen sind, und also zu keiner Epopöe, zu keiner Ballade oder Legende gerechnet werden können; so ist diese besondere Eintheilung so unnöthig nicht. In der poetischen Erzählung ist mehr die Begebenheit oder das Factische, im Epos der Handelnde der Punct, von dem das poetische Interesse ausgeht. Auch die Prosa erzählt, alleine prosaische Erzählung braucht nur Deutlichkeit und Wahrscheinlichkeit, Gedrungenheit und Vollständigkeit zu erreichen, und übertritt sie die Wahrscheinlichkeit, so wird sie zum trivialen Mährchen. Je mehr der Stoff poetischer Natur ist, desto leichter macht sich die poetische Erzählung; ein unpoetisches Factum kann wohl zur Noth ausgeschmückt werden, bleibt aber ohne ästhetisches Interesse. Die lebhafteste Versinnlichung des Factischen ist das eigentliche Ziel, wel-

ches der erzählende Dichter zu erreichen hat. Als ein freies, treffendes Bild der Phantasie muß er seine Erzählung vortragen, nnd durch dieses poetische Gemählde den ästhetischen Sinn zu fesseln wissen. Aus der sinnvollen, poetischen Verkettung des Wunderbaren entsteht das poetische Mährchen, das leicht und zart als ein zauberisches Gewebe sich dem horchend-ästhetischen Sinne darstellen muß, wenn es ergötzen soll, und welches durch Musaeus teutsche Volksmährchen seine lieblichste Vollendung erhielt. Entlehnt die poetische Erzählung ihren Stoff aus dem Gebiete historischer Wahrheit, und ist die Darstellung ohne poetische Erfindung; so ist sie weiter nichts als eine verzierte Anekdotensprache, die kein ästhetisches Interesse haben kann. Gellert übertraf alle seine Vorgänger an Leichtigkeit und Ungezwungenheit; Meißner, Lafontaine und Kotzebue erheben sich zuweilen über ihre prosaische Eleganz zur poetischen Anmuth und Wärme, und Wieland wußte unter ihnen den leichtesten und lieblichsten Erzählungston mit einer wahrhaft-poetischen Erfindungskraft vorzutragen. Ihm nähern sich bald mehr bald weniger Leßing, Jacobi, Gleim, Langbein, Gotter, Pfeffel, Kosegarten und Starke; was aber in einem noch weit höhern Sinne Herder, Schiller und Göthe geleistet haben, ist nur zu sehr bekannt.

144.

Den verdienstlichen Unternehmungen um die altteutsche Literatur in den neuern Zeiten haben wir die Ueberzeugung zu verdanken, daß wir Teutsche überhaupt nichts weniger als arm an epischen Werken sind. Das Lied der Nibelungen, nebst Allem, was mit demselben verschwistert ist, bleibt für uns eine seltne, kostbare Erscheinung. Einige stellten es in gleichen Rang mit dem Homer*, und wenn dieser Vergleich verhältnißmäßig gemacht wird, wer weiß, ob dieser Ausspruch kritischer Philologen sich ganz verwerfen ließe? — Dem sey, wie ihm wolle; so haben wir Teutsche nichts Gröſseres und Erhabeneres als diesen ehrwürdigen Helden- und Schicksalsgesang der grauen Vorzeit aufzuwei-

---

* Johannes von Müller sagt in seiner Schweizergeschichte: "der Niebelungen Lied könnte die teutsche Ilias werden.„ Leipzig 1786. II. Th. S. 121.

Friedrich Heinr. von der Hagen das Lied der Niebelungen in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften. Berl. 1810.

Joseph von Hindsberg Lied der Niebelungen in die jetzige Sprache umgebildet. München 1812.

Friedrich Heinrich von der Hagen Heldenbuch I. Bd. Berl. 1811.

Friedrich Bouterweck Geschichte der Poesie und Beredsamkeit.

sen. — Die Benennung Niebelungen rührt her von einem alten nordischen Heldenvolke, den Nif=lungern, welche Siegfried besiegt hatte, und die er sodann den Burgundern oder Franken zuführte. Das Gedicht selbst ist planvoll angelegt, es zeigt sich in einer großen Eigenthümlichkeit, und der Gang in demselben ist eine Verschmelzung des Epischen mit dem Tragischen. Die Liebe Krimhildens und Brunhildens knüpft den Faden an, an dem sich das große Schicksal abrollen soll. Mit dem Zanke der beiden Frauen in der Kirche entglimmt die nachher so fürchterliche Rache, für welche der treue und stets unverzagte Siegfried durch den furchtbaren Hagen sein junges Leben verliert. Krimhildens spätere Verheirathung mit dem König der Hunnen Etzel erregt aufs neue und nur noch fürchterlicher das erzürnte Verhängniß; der Besuch der mächtigen Burgunder am Hunnenhofe ist der Gang zum Tode. Schauerlich verkündigen dieß an den Ufern der Donau im Baierlande die Wasserjungfrauen dem furchtlosen und trotzigen Hagen; man verwehrt und mißräth ihm den Uebergang ins Land der Hunnen, doch er verlacht die Stimme des unvermeidlichen Schicksals. Von nun an ist die Geschichte nichts anders als der Kampf zweier gewaltiger Kräfte, die einander immer feindlicher begegnen, und sich gegenseitig aufzureiben drohen, bis

endlich mit dem Falle Hagens diese episch-große Welt sich wirklich in einander selbst vertilgt. — Ueber den Ursprung oder das eigentliche Alter dieses Gedichts, so wie über dessen Verfasser sind getheilte Stimmen, und aus Mangel und Unsicherheit der Quellen muß man sich einstweilen mit Vermuthungen begnügen. Die Meinung setzt es oft frühe vor Karl des Großen Zeiten hinaus, einige lassen es später erscheinen z. B. zur Zeit der Minnesänger, und Eschenburg giebt auch in seinen Denkmälern altteutscher Dichtkunst den Konrad von Würzburg als Verfasser an. Auch über das Heldenbuch sind die Meinungen getheilt. Einige halten es für älter als die Niebelungen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß es den Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen zum Verfasser habe. Uebrigens steht es nach dem Ausspruch eines competenten Philologen den Niebelungen um vieles nach. — In neuern Zeiten, d. h. während und nach dem Opitzischen Zeitalter sind von Meisterwerken epischer Art unbedeutende Versuche für uns vorhanden, und der reine Geschmack fühlt sich durch Postel, Triller, Schoenaich wenig befriedigt ꝛc. Späterhin brach Klopstock die Bahn in der eigenthümlichen Art einer episch-religiösen Poesie, obgleich dieses Epos so manchen kritischen Anfechtungen nicht entgehen konnte. Geßner erregte durch

seine Schäferepopöe bei der ganzen gebildeten Welt großes Aufsehen, wenn gleich der Versuch ganz neu und sehr gewagt war, aus jener stillen, nomadischen Schäferwelt den Stoff zu einer epischen Dichtung zu entlehnen. Dem Renomisten von Zachariae ist nicht alle Originalität abzusprechen, wiewohl er gegen Thümmels Wilhelmine weit zurück blieb; ein Werk, welches seiner ächt poetisch-epischer Natur wegen trotz dem Mangel des Reims und Metrums auf eine eigenthümliche Classicität Anspruch machen darf. Bodmer, Uz und Müller stehen ihm weit nach. Nun nahte die Sündfluth der sogenannten Rittergeschichten heran, mit denen wir übersatt überschwemmt wurden, und die mehr von dem Standpuncte des Romans beurtheilt werden müssen. Von ihrem meist gehaltlosen Feuer eilt man um so lieber zu Wieland's Periode, die durch Idris und Zenide, den neuen Amadis und durch das Non plus ultra einer romantischen Epopöe neuerer Zeit, durch den Oberon, mit ganz einziger Originalität alles andere dieser Art überschimmerte. Ganz eigenthümlicher Art ist die Luise von Voß und Herrmann und Dorothea von Göthe.

Chr. H. Postel der große Wittekind. Hamburg 1724.

D. W. Triller der sächsische Prinzenraub. Frankfurt a. M. 1743.

Chr. Otto von Schönaich Herrmann oder das befreite Teutschland. Leipzig 1751.

Dessen Heinrich der Vogler. Berlin 1757.

Friedrich Gottlieb Klopstock Messias. Die vier ersten Gesänge erschienen 1748 — 1773. Zu Altona erschien 1780 das ganze Werk. 2 Bde.

Salomo Geßner der Tod Abels. Zürich 1758.

Just. Friedr. Zachariae der Renomist in 6 Gesängen. Braunschw. 1754.

Moritz Aug. von Thümmel Wilhelmine. Leipz. 1764.

Joh. Jac. Bodmer Noachide in 12 Gesängen. Zürich 1752.

Dessen Begräbniß und Auferstehung des Messias. Frankf. u. Leipz. 1775.

Joh. Pet. Uz Sieg des Liebesgottes 1753.

Fr. Aug. Müller Alfonso in 8 Gesängen.

Dessen Richard Löwenherz in 7 Büchern.

Johann Baptista von Alxinger Doolin von Mainz in 10 Gesängen. Wien 1787.

Christoph Martin Wieland Abrahams Prüfung. Zürich 1753 (mehr ein Versuch).

Dessen Cyrus. Zürich 1759 (unvollendet).

— Idris und Zenide. Leipzig 1768.

— neuer Amadis. Leipz. 2 Th. 1771.

— Liebe um Liebe 1776.

— Oberon. Weimar 1781.

Johann Heinrich Voß Luise. Berl. 1794.

Joh. Wolfg. von Göthe Herrmann und Dorothea. Berlin 1798.

145.

Die dramatische Dichtung.

Wenn das Wesen des Epos in einer beschreibenden und erzählenden Form besteht, und den Stoff seiner Darstellung als etwas schon Geschehenes voraussetzt; so erscheint uns im Drama die Handlung als die Thätigkeit einer freien Seele in dem Bilde der Gegenwart. Im Epos bietet sich uns die epische Handlung nicht unmittelbar dar; sondern sie geht in einem weit ausgedehnteren Conflicte von Begebenheiten und als etwas schon Geschehenes durch erzählende Mittheilung an uns vorüber; im Drama aber spielt die Handlung als eine wirkliche Erscheinung der Gegenwart in der ästhetischen Form abwechselnder Gespräche, und der Dichter verschwindet ganz aus der Reihe der Darstellung. Das Epos ist daher mehr ein poetisches Bild des Factischen, das Drama mehr etn Bild der Seele. Geht das Drama an unserm äußern Sinne vorüber, so muß es nicht bloß als dramatische Dichtung, sondern zugleich auch als ein Product der Schauspielkunst nach dem theatralischen Effect, den es hervorbringt, beurtheilt werden. Das dramatische Gedicht liest sich oft reitzvoller und befriedigender als man es sieht; hingegen mehr theatralisches Glück machen oft manche teutsche Bühnenstücke vom geringeren

Range, wenn sie gleich dem dramatischen Genius Schillers und Göthe's nachstehen müssen.

146.

Das Wort Drama, vom Griechischen δρᾶμα, bedeutet eine Fabel oder erdichtete Begebenheit, weil die alten dramatischen Dichter ihrem Stoffe so oft erdichtete Charactere und Begebenheiten zum Grunde legten.* In neuern Zeiten aber, ja selbst schon bei den Griechen und Römern wurde der Stoff auch aus der Wirklichkeit entlehnt, und Shakespear erwählte in seinen meisten Tragödien historische Charactere. Personen aber aus der Gegenwart eignen sich nicht wohl zur dramatischen Darstellung, denn der tragische Ernst erfordert wie das Epos den magischen Schleier der Vergangenheit oder Vorwelt. Ein anderes ist es mit dem modernen Drama, welches gar oft Individuen der Gegenwart darstellt, jedoch sollen auch diese nicht personell seyn; sondern nur als allgemeine Charactere in die dramatische Handlung gebracht werden. Die Griechen sind die Erfinder und Meister der dramatischen Kunst, denn sie lieferten durch

---

* Handbuch der römischen Alterthümer u. s. w. von Alexander Adam, Rector auf der hohen Schule zu Edinburgh; aus dem Engl. übersetzt von M. Joh. Leonhardt Meyer. II. Bde Erlang 1806.

ihre Tragödiendichter Thespis, Aeschylus und Sophokles die Musterschule für die Zeiten der Römer, und der ihnen so glücklich sich nähernden Teutschen.

147.

Der erste wesentliche Character des Dramas ist Handlung, die uns durch ihre pragmatische Wichtigkeit ein freies, reichhaltiges und zusammenhängendes Spiel von Ursachen und Folgen darbieten, und sich uns als eine rein-poetische Idee aus dem Kreise menschlicher Thätigkeit in ästhetischer Gestaltung darstellen muß, wenn die Handlung dramatisches Interesse haben soll. Aber nur der Mensch, als ein mit Absicht und Zweck frei wirkendes Wesen, handelt; daher wird die dramatische Handlung nur in Verbindung menschlicher Wirksamkeit möglich. Letztere äußert sich durch Mittheilung in der dramatischen Rede, woraus das zweite wesentliche Erforderniß, nämlich das dramatische Gespräch, hervorgeht.

148.

Was also in dem Innern des handelnden Gemüthes vorgeht, theilt sich durch wechselseitiges Gespräch oder durch den Dialog mit. Er ist das wichtigste Beförderungsmittel des dramatischen Le-

bens, an ihm und durch ihn verwickelt und entwickelt sich der dramatische Knoten, und er ist auch der Maasstab, nach welchem die Kunst des dramatischen Dichters am richtigsten sich beurtheilen läßt. Er unterscheidet sich von dem wissenschaftlichen Dialog durch seinen schnelleren und leidenschaftlichen Gang, entwickelt mehr Gesinnungen, Grundsätze des Lebens und Gefühle als eigentliche philosophische Begriffe, und dient überhaupt zur versinnlichenden Darstellung des durch sein Inneres und durch äußere Verhältnisse zum Handeln bewegten Menschen. Aeußert aber nur Ein Individuum die Vorgänge seines Gemüthszustandes in einer zusammenhängenden Rede; so verändert sich der Dialog in das contemplative Selbstgespräch oder den Monolog, durch welchen sich der einzelne Character die augenblickliche Stimmung und Eigenthümlichkeit seines Gemüthes zu seiner eignen Anschauung entwickelt, und durch dieses Heraustreten seines innern Menschen zuweilen zur höchsten Steigerung seines Gefühles, es sey zur Freude oder zum Schmerz, gebracht wird. Die Sprache des Monologs, als Sprache der Leidenschaft, ist daher oft sehr gedrängt und rapsodisch; die unendliche Kraft, die in dem erschütterten Gemüthe hin und her wogt, deutet die Sprache oft nur durch einzelne, starke Züge an; sie ergießt sich aber auch zuweilen, übermannt von

der Last der Gefühle, in einer feurigen und herzerhebenden Fülle, in begeisterter Glut und im hohen Aufschwung der Seele rasch und lebendig dahin.

149.

Das dramatische Leben wird ferner durch die Gebährdensprache (Pantomine, von μιμεις θαι, imitari) erhöht. Sie ist gleichfalls ein wesentlicher Theil des dramatischen Spiels, welches um so anziehender und interessanter wird, je deutlicher und kunstgemäßer es dem Sinne der dramatischen Rede entspricht, und als Folge eines durchdachten Plans in lebendiger, ungezwungener Thätigkeit und geregelter Mäßigung vor unsern Augen erscheint.

Joh. Jac. Engel Ideen zu einer Mimik, 2 Th. 1785.

150.

Handlungen, selbst voll innerer Wichtigkeit, in unsystematischer Verwirrung und Unordnung dargestellt, eignen sich nie zu dramatischen Darstellungen, daher liegt bei der Anlegung eines jeden Dramas das Gesetz zum Grunde, daß aus Einer Hauptidee oder Haupthandlung alle andern Nebenmomente in pragmatischer und ästhetischer Consequenz hervorgehen müssen, wenn einer der wichtigsten dramatischen Regeln, nämlich der Einheit in

der Handlung, Genüge geleistet werden soll. Stehen die Nebenhandlungen mit der Haupthandlung nicht in einer natürlichen Verbindung; so wird das Interesse getheilt und geschwächt, und es verschwindet alsdann alle ästhetische Illusion. Es können auch zuweilen Episoden in den Gang des Ganzen mit hinein verwebt werden, die nicht geradewegs für das Ganze nothwendig sind; die aber durch ihre kurze, interimistische Unterbrechung um so angenehmer reitzen, den dramatischen Faden aufs neue wieder eifrig zu verfolgen; sie erhöhen alsdann, sobald sie nicht als etwas zu Fremdartiges das Ganze entstellen, den ästhetischen Genuß mehr, als sie ihn schwächen.

151.

Im Betreff der mechanischen Eintheilung, wurde bei den Alten als Regel angenommen, den Gang der dramatischen Handlung in fünf Hauptabschnitte oder Aufzüge einzutheilen, wie wenigstens aus einer Stelle aus Horazens arte poetica: Neve minor, neu sit quinto productior actu Fabula — erhellet, und in den Trauerspielen der Neuern wird diese Vorschrift meistentheils beibehalten. Daß ein Drama mehr oder weniger Aufzüge haben könne, ohne an seinem Werthe etwas zu verlieren, fällt von selbst in die Augen, und neuere Dichter haben

wenigstens das minor vorzüglich in den Lustspielen, sich erlaubt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, und jener Meinung beizupflichten, daß diese begrenzende Regel aus der Absicht für den Dichter aufgestellt wurde, damit er den Faden nicht zu sehr ausdehne, und die Geduld der horchenden Menge ermüde. Der erste Aufzug dient zur Aufstellung der Hauptidee des Dichters, und ist vorzüglich darauf berechnet, die Aufmerksamkeit und das Interesse der Zuhörer zu reitzen, und sie für den Gang des Ganzen zu gewinnen. In den folgenden drei Aufzügen beginnt die Verwickelung des sogenannten dramatischen Knotens, welcher den Zuhörer in eine immer größere Spannung versetzt, und den Wunsch immer mehr rege macht, der Entscheidung näher zu kommen. Letztere entwickelt sich nun im fünften und letzten Aufzug, in welchem der Dichter seine höchste dramatische Kunst und Stärke anzuwenden hat, um das Herannähern einer ernsthaften oder komischen Entwicklung (Katastrophe) eindringend und überraschend genug herbeizuführen, und um sich (z. B. in der Tragödie) durch eine erhabene und rührende Darstellung, durch Wärme, Fülle und hohe Einfachheit der Sprache, noch in dem letzten Moment allgemeinen Beifall zu versichern.

152.

Jeder Act selbst ist wieder in Auftritte (scena) eingetheilt, die eben so nothwendig in einem harmonischen Zusammenhange unter einander stehen müssen, wie die Aufzüge selbst. Es muß sich einer durch den andern ankündigen; in dem vorhergehenden sey der vorbereitende Stoff für den folgenden enthalten; jeder muß in seiner dramatischen Gestaltung mit gleichem Fleiße bearbeitet werden, und somit das Ganze sich uns als ein freies und zusammenhängendes Wechselspiel darstellen.

153.

Außer der Einheit der Handlung erfordert die Regel auch Einheit der Zeit und des Orts. Im Betreff der erstern durfte der Dichter die Handlung nicht länger ausdehnen, als ohnehin die Zeit im Allgemeinen für jedes Drama vorgeschrieben war, und die Einheit des Orts machte zur Bedingung, daß die Handlung an ein und demselben Orte beginne und ende. Die neuern Dichter erlauben sich in beiden Rücksichten Ausnahmen, weil sie nicht so streng sich nach dem theatralischen Locale richten dürfen, als wie die Alten, bei denen die Vorstellung ununterbrochen fortdauerte, und die Eintheilung der Aufzüge bloß durch den Auftritt des Chors zu erkennen war. Dessen ohngeachtet wird sich ein ächt

dramatischer Dichter in der theatralischen Anordnung jener bunten und zu rasch auf einander folgenden Verwandlungen enthalten, die der Einheit und edlen Einfalt der Alten so sehr zuwider ist, und wodurch bloß die ungebildete Menge geblendet und bestochen wird. — Die Einführung des Chors in den neuern Zeiten veranlaßte in dem Felde der Kritik große Streitigkeiten. Für uns hat er jetzt nur noch historisches Interesse. Bei den Alten war er nicht nur der Begründer des Dramas; sondern brachte auch in den Gang des Stücks unendlich viel Mannigfaltigkeit hinein. Die Bachanalien legten eigentlich den Grund zur Entstehung des Dramas. Man schlachtete nämlich bei den Griechen zu Ehren des Bachus einen Bock, sang ihm Hymnen, und aus dem Namen des geopferten Thieres (τραγος) und dem Worte Gesang (ωδη) entstand die Bedeutung Tragödie. Um diesem Gesang späterhin mehr Mannigfaltigkeit zu geben, ließ man zur Erholung der Sänger einzelne Personen auftreten, welche Erzählungen oder Geschichten absangen, und der Erfinder dieser Unterhaltung hieß Thespis, ein Zeitgenosse Solons, der ohngefähr sechshundert Jahre vor Christo lebte. Sein Nachfolger Aeschylus ließ dann durch mehrere Personen eine solche Geschichte dramatisch darstellen, legte dadurch den Grund zum Dialog, und machte die Gesänge des

Chors diesen Gesprächen anpassend. So begründete also der Chor die dramatische Form, der den Alten anfangs die Hauptsache war; denn der Dialog wurde von ihnen nur als eine Nebenverzierung angesehen. Späterhin aber ergab sich der umgekehrte Fall, und in den neuesten Zeiten blieb er bis auf einige Beispiele ganz weg. Der Chor der Alten war meistens Ausdruck hoher Empfindung und poetischer Begeisterung, daher meist lyrischen Characters und vorzüglich moralischen Inhalts. In letzterer Hinsicht war er im Großen für das Drama vielleicht das, was im Kleinen die Nutzanwendung am Ende der Fabel ist. Er bestand aus mehreren Personen, die nicht nur während der Scene sich zuweilen unter die Spielenden selbst mischten; sondern auch nach Beendigung eines jeden Acts ihre ernsten, tragischen Gesänge in Begleitung der Musik absangen, um theils auf den kommenden Aufzug vorzubereiten, theils auch die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege zu erhalten. In unsern Tagen vertritt in den Zwischenacten die Musik die Stelle des unterhaltenden Chors, und für das moderne Drama scheint er nicht nur überflüßig geworden zu seyn; sondern sogar als etwas Isolirtes und Fremdartiges für das Ganze nicht mehr zu passen. Wurde er schon von den Alten für einen Nothbehelf angesehen, und späterhin ganz weggelassen, warum soll er mit Gewalt gleichsam

als ein Anachronismus dem heutigen Drama aufgedrungen werden?

Hugh Blair, Lectures on Rhetorik and belles lettres, 2 Th. London 1783. Ueberſ. von Schreiter in 4 Bde. Liegn. 1785.

Alexander Adam in ſeinen röm. Alterthümern Erlang 1806. giebt dem Horaz zur Folge (de Art. poet. 220) an: die Tragödie habe ihren Namen von τραγος, eine Ziege, und ωδη, ein Geſang; weil derjenige, welcher das beſte Stück aufführte oder am beſten ſpielte, eine Ziege zum Preis erhielt:

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum etc.

doch pflichtete er auch dem Hugo Blair bei.

154.

Häufiger als der Chor findet ſich in der neuern, dramatiſchen Poeſie der Prologus. Er unterſcheidet ſich vom Chor darinnen, daß er nur von einem Einzelnen, und nicht wie jener von einer collectiven Perſon geſprochen wird; übrigens aber kommt er mit dem Chor darinnen überein, daß er vor Anfang des Stücks, wie der Chor in den Zwiſchenacten, auf den Inhalt deſſelben vorbereitet. Der moderne Prolog trägt meiſtentheils das Gepräge der Würde, des Feierlichen an ſich, und iſt zuweilen eine bloße Einweihungsrede bei feierlichen, theatraliſchen Gelegenheiten. Der Epilog kommt heut zu

Tage selten mehr vor. Er hatte zur Absicht, die zuhörende Volksmenge für ihre Aufmerksamkeit des Dankes zu versichern, oder erhielt zuweilen Rechtfertigungen über den eigenthümlichen Gang des Stücks.

155.

Der dramatische Dichter erwählt den Stoff seiner Darstellung entweder vermittelst der freien Production seiner Phantasie, d. h. er erfindet ihn (dramatische Fabel im eigentlichen Sinne); oder er entlehnt aus der historischen Wirklichkeit ein geschichtliches Factum, und verarbeitet dasselbe durch die Erfindungsreiche Eigenthümlichkeit seines Geistes in eine poetisch-dramatische Gestaltung. Im Allgemeinen besteht dieser Stoff in poetisch-vollendeter Darstellung von Tugend und Laster nach ihrer tragischen Größe. Der größte Bösewicht erregt daher eben so oft unser Interesse als der edelste Character der Tugend; denn in diesem Spiele wägen wir den Character nicht nach dem Grade seiner moralischen Würde ab; sondern nach der tragischen Kraft und Stärke, in welcher er vom Dichter dargestellt wird. In einer solchen Kunstschöpfung kann uns also die Größe der Tugend wie die des Lasters, mit Kraft und Genialität dargestellt, gleich interessant seyn; zuletzt aber gewinnt doch noch der Held sitt-

licher Größe unser innigstes Wohlgefallen, weil der Bund zwischen idealischer Schönheit und idealischer Güte den höchsten Sieg über die menschliche Lust in uns bewirkt. — Doch auch das Leben nach allen seinen Mängeln und belachenswerthen Thorheiten benutzt der Dichter als dramatischen Stoff, um ihn in dem ästhetischen Gewande von Witz und Laune darzustellen, und so zerfällt also das Drama in zwei Haupttheile: in das Trauerspiel (Tragödie) und Lustspiel (Komödie).

156.

Die Theorie des neuern Dramas kennt noch eine dritte Eintheilung, gleichsam ein Medium zwischen Tragödie und Komödie, nämlich das Schauspiel. Auch hier tritt die moralische Kraft und Freiheit des Menschen im Kampfe mit entgegenstrebenden Kräften auf, aus welchem endlich die Tugend siegreich hervorgeht. Nicht selten wird alsdann in demselben mit der Darstellung des menschlichen Kraftgefühls, welches sich uns in den ernsten Momenten des Kampfes zeigt, zugleich auch die Darstellung menschlicher Thorheit und Ohnmacht als komische Gegensätze lusterregend verbunden, und dadurch das Schauspiel in eine eigentliche Doppelgestalt geformt. Die Alten kannten diese dramatische Art nicht, ihre tragischen Helden mußten den Kampf mit dem uner-

bittlichen Factum heldenmäßig bestehen, und im rühmlichen Untergange als große Heroen enden. Dem Zeitalter der Griechen war auch diese Form weit angemessener. Unser jetziges Zeitalter verräth dagegen durch die sichtbare Vorliebe für das Schauspiel einen verweichlichten, materiellern Geschmack, indem es für die durch die tragische Dichtung erregten, traurigen Gefühle mit einer Masse freudiger Empfindungen am Ende des Spiels entschädigt seyn will; nicht bedenkend, es sey noch ein weit höherer Genuß für uns, zu sehen, wie der Mensch für etwas Großes, für Tugend und Freiheit, Wahrheit und Recht im Kampfe mit dem allgewaltigen Schicksal sterben kann.

157.

Bei den dramatischen Personen oder Characteren ist darauf zu sehen, daß Eine Hauptperson vor allen andern hervorrage, mit welcher alle übrigen Individuen als handelnde Nebenwesen in eine dramatisch-harmonische Verbindung gebracht werden. Der bloß-historische Character paßt als solcher noch nicht in die Sphäre dramatischer Darstellung, wenn er auch in dem Gebiete der Geschichte noch so viel Berühmtheit erlangt hat. Dramatisch ist ein Character, wenn er vermittelst seiner tragischen Größe gleichsam sich von selbst zur dramatischen Dar-

stellung eignet, und also in die idealische Gestaltung, die der Dichter dem Ganzen geben will, hineinpaßt.

158.

Trauerspiel (Tragödie.)

Dieses ist die poetische Darstellung einer erhabenen Weltseele innerhalb der Sphäre sittlicher Freiheit, verwickelt und endlich besiegt von der Objectivität feindseliger Verhältnisse. Die tragische Größe wird im Drama durch den Hauptcharacter oder Helden des Stücks versinnlicht, der um so eher uns interessirt, je mehr er aus der Fülle seiner innern Kraft hervorgeht, und je weniger der Andrang der sich gegen ihn aufthürmenden Hindernisse durch eigne Schuld als vielmehr durch den unabänderlichen Gang seiner individuellen Verhältnisse, oder durch den eisernen Willen des Schicksals herbeigeführt wurde. Der Hauptcharacter ist daher nicht immer gleich sittlich groß. Wallenstein imponirt, wenn gleich sein schwankendes Wesen zwischen den Partheien und endlich selbst sein Verrath der sittlichen Vernünftigkeit zuwider läuft; doch das Gefühl seiner Kraft giebt ihm dramatische Würde, und sein eignes Bekenntniß:

"Da steh ich ein entlaubter Stamm,
Doch innen im Marke ist die schaffende Gewalt!„

stellt ihn als einen für das tragische Interesse ganz geeigneten, alles durch sich selbst vermögenden Helden dar.

159.

Die Hindernisse, die sich gegen den Helden aufthürmen, und die als der Hebel seiner innern Größe zu betrachten sind, bestehen theils in den so eng verschlungenen Conjuncturen menschlicher Lebensverhältnisse, in dem ihm entgegenstrebenden Freiheitsgefühle anderer, oder in den Fügungen eines allmächtigen Schicksals oder Fatums. In den griechischen Tragödien hat vorzüglich das Fatum eine Hauptrolle, und mit vielem Glücke nahm der Geist neuerer Tragödie diesen ernsten Character an.

160.

Der Dichter sucht durch seine tragische Darstellung unser Gefühlsvermögen auf eine doppelte Weise rege zu machen. Wir werden erstens um den Helden des Stücks besorgt, je verwirrter der Dichter in dem zu vollendenden Kampfe den Faden des Schicksals um denselben windet; wir fühlen und leiden mit ihm, je überwiegender die Gewalt feindseliger Verhältnisse auf ihn einstürmt, und endlich lößt sich unser Gefühl in Wehmuth auf, wenn diese tragische Heldengröße unterliegt. Doch diese wehmüthige Stimmung wird in uns verdrängt durch das Ge-

fühl der Unendlichkeit, welches der Kampf einer so großen Heldenseele in uns rege macht; und vorzüglich der Gedanke, daß die menschliche Würde unendlich dadurch gewinnt, wenn der Mensch für Tugend und Freiheit einen so rühmlichen Untergang wählen kann, befriedigt und beseeligt uns selbst in diesem letzten erschütternden Momente. So werden wir gleichsam mit dem Dichter wieder ausgesöhnt, der die menschliche Größe von der Allgewalt widriger Verhältnisse besiegen ließ; so verwandelt sich theilnehmende Wehmuth in rein-menschliche Lust, und wenn also auch dieses tragische Spiel dem menschlichen Herzen Wunden schlägt, so liegt in ihm auch zugleich der Balsam, der sie wieder heilt.

161.

Historische Charactere eignen sich, unter Voraussetzung obiger Bedingung (§. 157.), am meisten für die Tragödie, denn das bürgerliche Trauerspiel drang sich der Nachwelt mit ihren bürgerlichen Zeiten erst auf. Kraft, Würde, Erhabenheit sind die Hauptgrundlagen eines tragischen Helden; er muß mit seiner handelnden Seele weit über alles andere hervorragen, wie der Cothurn der Alten dieß einstweilen schon sinnlich andeutete; er muß einen Welttheil erschüttern und mit diesem auch Glanzvoll untergehen können. Wallenstein erscheint uns, moralisch

beurtheilt, eigentlich in einem umgekehrten Verhältnisse. Er tritt Anfangs in seinem höchsten, tragischen Glanze auf; er erscheint als das leuchtende Meteor, das alle überschimmert; als der Brennpunct, von dem nur allein das tragische so wie das politische Leben ausgeht. Mit jedem Auftritte sinkt er; er legt in jedem kommenden Augenblick, wie ein Geharnischter, ein Stück um das andere von seiner eisernen Würde ab, bis er endlich ohne Hülle vor uns dasteht, und mit dem Riß seiner Kette auch sein tragischer Lebensfaden sich gewaltsam endet.

162.

Die ernste Würde, das Erhabene, Pathetische oder Feierliche ist im Allgemeinen der Character der tragischen Handlung und Sprache, jedoch überall begleitet von der höchsten Einfachheit. Zuweilen gewinnt der tragische Glanz in der Sprache auch durch den figürlichen Ausdruck, und der hohe Drang der Gefühle erregt oft lyrischen Ton. Am angemessensten drückt sich die Sprache durch Jamben aus, die erst in den neuern Zeiten im teutschen Drama eingeführt wurden. Als sehr wohltönend für das Ohr wird zuweilen nach langen Reden, vorzüglich beim Monolog, der Reim als ein passender Schlußstein benützt, wie wir in Schillers Jungfrau von Orleans, Don Karlos ꝛc. finden.

163.

Lustspiel. (Comödie.)

Die Benennung Comödie schreibt sich bei den Alten von κωμης ωδη, der Gesang des Dorfes her, weil sie eine Vorstellung des gemeinen Lebens war. In unserm Sinne ist das Lustspiel auch eine poetisch-dramatische Darstellung von Handlungen, die mehr aus dem Kreise des bürgerlichen Lebens entlehnt, die Thorheiten, Schwachheiten und Inconsequenzen der menschlichen Natur und des Zeitgeistes darstellen, und wodurch in uns das Gefühl des Lächerlichen rege gemacht wird. In dieser Rücksicht wird auch nebenbei der Wille belebt, durch Befestigung unsers Characters diesen Verirrungen zu entgehen, und somit wäre das Lustspiel moralisch berechnet das, was in anderer Rücksicht die Fabel ist. Lustspiele, als satyrische Gemählde der Vorzeit erreichen nicht den beabsichtigten Zweck. Wir wollen ja durch dasselbe uns kennen lernen, und Characterschilderungen älterer Zeiten durch das Lustspiel haben für uns keinen Werth, denn an dem längst Vergangenen hat auch die edelste Satyre selten ein Recht mehr.

164.

Das Lustspiel trägt wie das Trauerspiel eine nach dem Gesetz der Einheit berechnete Handlung

vor, nur ist diese von weniger Wichtigkeit, denn sie greift nicht mit so folgenreicher Erschütterung in den Gang des Lebens ein; sondern verrückt vielleicht nur einige Puncte in dem eng begrenzten Kreise unsers stillen Privatlebens, während es das Gefühl der heitern Lust in uns anregt, ohne vom Gefühl der Wehmuth ergriffen zu werden. Der neckende Zufall vertritt im Lustspiel die Stelle des tragischen Fatums, und treibt hier sein weites, ungehindertes Spiel. Didactischer Ernst verfehlt den Zweck des Lustspiels; es muß leicht und frei und mit gutmüthig-beschämenden Lächeln die Stirne der den Zeitgeist rügenden Wahrheit uns zeigen, wenn es komisches Wohlgefallen uns ablocken will.

165.

In Rücksicht der im Lustspiel handelnden Charactere ist meistens wie im Trauerspiele auf die Hervorhebung Eines Hauptcharacters zu sehen, und die Nebencharactere müssen in einer mit dem Hauptcharacter analogen Zeichnung harmonisch festgehalten werden. Diejenigen Charactere werden, wie schon bemerkt, uns am meisten interessiren, deren Sitten und Handlungen nach unsern Zeiten am treuesten gezeichnet sind, wodurch denn auch um so nachdrücklicher auf unsere individuelle Handlungsweise gewirkt wird, und wir aufgefordert werden, aus

dem Sittenspiegel der Gegenwart unsere eigne Sitte zu regeln und darnach zu bilden.

166.

Zuweilen geht im Lustspiel die Handlung rasch und klar an uns vorüber; zuweilen aber windet sie sich durch die verschlungenenen Gänge des Zufalls hindurch. Der Faden der Handlung wird dadurch immer verwirrter und unbegreiflicher, unsere Erwartung wird immer gespannter, bis endlich der dramatische Knoten sich gegen das Ende hin lößt, und die unerwartete, heitere Enthüllung des Ganzen unsre schwankende Täuschung in ein heiteres Wohlgefallen verwandelt. Diese Art des Lustspiels heißt Intriguenstück als Gegensatz vom Characterstück, in welchem mehr die Handlung als das Factische vorherrschend ist.

167.

Der Stoff soll im Lustspiel eigentlich reine Erfindung seyn. Zwar haben die Alten bei ihren ersten Versuchen im Lustspiel denselben aus der Wirklichkeit genommen, und sich sogar persönliche Anspielungen erlaubt, wie Aristophanes zeigt; alleine auch sie verwandelten das Lustspiel nach und nach in ein abstractes Sittengemählde. Freie Erdichtung des Stoffes macht das Lustspiel poetischer, und da-

her auch interessanter, und durch erdichtete Charactere trifft der Dichter mehr die ganze Menschheit, und verletzt unser Inneres nicht personell.

168.

In der Sprache des Lustspiels ist der Ton des gesitteten Umgangs einheimisch. Läßt er sich weiter herab; so wird er zur niedrigen Posse: steigert er sich über die Sprache der gebildeten Convenienz; so wird er unnatürlich und eine wahrhaft komische Wortparade. Der Reim im Luftspiel ist eine gleichfalls unnatürliche Darstellung, denn dasselbe ist ja ein Spiel des gewöhnlichen Lebens, welches zwar allerdings noch Dichtung aber keinen Reim verträgt. Nur für die höchste Ungereimtheit des Niedrig-Komischen mag der Reim als Knittelvers anwendbar seyn. Die höchste Kunst beurkundet der Dichter in einer leicht dahingeworfenen Form des Dialogs, wo leicht und gefällig, wie ein heiteres, zwangloses Leben, die Charactere sich entwickeln, und wo gefällige Reinheit, Naivetät, anmuthiges Leben und schnell und sicher-treffende Gedrungenheit ihren schönsten Sieg feiern.

169.

Das Schauspiel ist so oft in unsern Zeiten eine Verschmelzung des Trauerspiels mit dem Luft-

spiel. Hier berühren sich also zwei Extreme, nämlich tragische Größe und komische Schwäche, die in uns zwei heterogene Gefühle Schmerz und Lust erregen. Das Schauspiel stellt eigentlich mehr das bürgerliche Leben dar, welches die ächt tragische Größe so selten verträgt, und selbst das Ritterstück wird oft nur zu sehr bürgerlich behandelt. In Hinsicht des Komischen, welches in dem Schauspiele zuweilen mit dem Ernst verwebt wird, tritt dasselbe mit der dramatischen Illusion, welche bezweckt werden soll, in Widerstreit, weil selbst im bürgerlichen Schauspiel der ernste Schmerz durch das Aufdringen des komischen Scherzes sich beleidiget fühlen muß. Wo also Tragödie und Komödie zusammengezwängt werden, da kann von einer ästhetischen Darstellung nicht mehr die Rede seyn. Nur alsdann, wenn das Schauspiel eine poetische Rührung durch den tragischen Sieg über das Schicksal beabsichtiget und erreicht, da kann das Schauspiel für unsern neuern Geschmack noch immer einiges ästhetisches Interesse erwecken.

170.

Die Geschichte des Dramas beginnt eigentlich erst mit dem ehrwürdigen und vielseitigen Martin Opitz. Zwar fehlte es vorher nicht an mehreren Versuchen; alleine sie blieben noch immer unvoll-

unvollkommen, und für die teutsche Sprache ohne Gewinn, weil sie von der Geistlichkeit lateinisch abgefaßt wurden. Schon die Meistersänger fiengen an, in teutscher Sprache zu dramatisiren; und sie erwählten nach den Mustern ihrer Vorgänger ihren Stoff meist aus der Bibel. Auch Hans Sachs ließ sich, wie bekannt, für dieses Fach nicht unversucht; alleine es ist bekannt, mit wie wenig Geschmack er den dramatischen Geist aufzufassen wußte. Erst Opitz suchte die Tragödie der Alten wieder hervor. An Gottsched erkennt man mehr den Regelkundigen Dramaturgisten als ein dramatisches Genie, daher wird er von dem genialen Elias Schlegel weit übertroffen. Cronegk, Browe und Weisse blieben Anfänger, bis endlich Lessing dem noch schwankenden Tacte die beste Richtung zu geben wußte. Von dieser Zeit an versorgte uns der immer mehr sich heraufarbeitende, dramatische Wetteifer mit mehr oder weniger gelungenen Producten durch Klopstock, Klinger, Leisewitz, Babo, von Kotzebue, Huber, Soden, Gerstenberg, Kratter, Zschocke, Iffland und Kollin. Am meisten erregte Schillers jugendliche Muse in den Räubern, in Kabale und Liebe ꝛc. die größte Aufmerksamkeit, wiewohl seine spätern Werke z. B. Maria Stuart und Don Karlos zeigen, daß er seinen zu sehr auflodernden Genius einer

edlern, dramatischen Mäßigung gerne unterordnete. Endlich führten die Grafen zu Stollberg den griechischen Genius auf die teutsche Bühne, und Göthe huldigte demselben durch die Iphigenie auf die erhabenste Weise.

171.

Wie schon bemerkt, so haben wir meistens den christlichen Bachanalien, d. h. der Fastnachtsfeier, die dramatischen Versuche, vorzüglich im Lustspiele zu danken, wenn gleich diese rohen Anfänge für uns kein anderes als historisches Interesse haben. Harlekinaden waren so oft die Haupttendenz selbst noch zu Gryphius Zeiten, bis Gottsched auch hier als wohlthätiger Reformator dieses dramatischen Unsinns auftrat. Er selbst blieb aber mit seinen eignen Versuchen noch weit zurück, so wie es überhaupt dem teutschen Geschmacke im Lustspiele am spätesten gelingen wollte, sich zu einiger Originalität zu erheben. Elias Schlegel, Felix Weiße und Gellert lieferten im Verhältniß zur Zeit einiges Gelungene; aber der dramatische Geist ihrer Werke wurde späterhin von Lessing, Jünger, Iffland, Schröder, Engel und Kotzebue sehr verdunkelt, bis endlich Göthe auch hierinnen seinem Ruhme nichts schuldig blieb.

172.

Im Schauspiele, als eine teutsche Erfindung der neuern Zeit, zeichnete sich Babo, Schröder, Ziegler und Kotzebue vorzüglich aus, obgleich letzterer in einigen Producten mehr durch wohlberechnete Theaterstücke als durch ächt-dramatischen Geist die Menge zu befriedigen wußte. — In dem Gebiete der Tragödie sind zu merken:

Martin Opitz die Trojanerinnen des Seneca;

— — Antigone des Sophocles.

Joh. Christ. Gottsched teutsche Schaubühne. Leipz. 1740 — 1745. 6 Th.

Joh. Elias Schlegel Herrmann in Gottscheds theatral. Werken. Kopenh. 1747.

Joh. Friedr. Freiherr von Kronegk Codrus in seinen Werken. Leipzig 1760. 61. 2 Th.

Joach. Wilh. von Browe Brutus. Herausgegeben von Lessing. Berlin 1768.

Christian Felix Weiße Trauerspiele. Leipzig 1776. 4 Th.

Gotthold Ephraim Lessing Miß Sara Sampson 1755.

— — — Emilia Galotti. Berlin 1771.

Friedr. Gottlob Klopstock Tod Adams. Kopenhagen 1760.

— — — Salomo. Magdeb. 1764.

— — — David. Hamburg 1772.

Friedr. Gottlob Klopstock Herrmanns Schlacht, ein Bardiet. Hamburg 1769.

— — Herrmann und die Fürsten, ein Bardiet. Hamb. 1784.

Franz Kratter Verschwörung wider Peter den Großen. Trauersp. Frankf. 1794.

Klinger's Theater. Riga 1787. 4 Bde.

Anton Leisewitz Julius von Tarent. Leipzig 1776.

Franz Maria Babo Agnes Bernauerin. München 1783.

— — — Otto von Wittelsbach. München 1785.

August v. Kotzebue Rollas Tod.

— — — Bayard.

Leonh. Friedr. Huber das heimliche Gericht, 1810.

Jul. v. Soden Ignez de Castro. Dessau und Leipzig 1784.

Hans Wilh. v. Gerstenberg Ugolino. Hamburg 1768.

Aug. Wilh. Iffland Albrecht von Thurneisen. Mannheim 1781.

H. J. Kollin Coriolan. Berlin 1804.

Lustspiel:

A. Gryphius Uebersetzungen; und von ihm selbst:

— — Peter Squenz.

— — Horribilicribrifax. Breslau und Leipz. 1698.

Gottsched's Schaubühne.

Joh. El. Schlegel theatr. Werke. Kopenh. 1747.

Gellert's Schriften. Leipzig 1784.

Gotth. Ephr. Lessing Minna von Barnhelm 1763.

J. F. Jünger. Er mengt sich in alles. Leipzig 1793. u. s. w.

A. W. Iffland Frauenstand. Leipz. 1798.

— — — Hagestolzen. Leipz. 1793.

— — — der Herbsttag. Leipz. 1799. u. s. w.

F. L. Schröder das Testament. München 1786.

Joh. Jak. Engel der dankbare Sohn. Leipzig 1770.

— — — der Edelknabe. Leipzig 1774.

Aug. von Kotzebue Indianer in England, 1790.

— — — Armuth und Edelsinn. Leipzig 1795.

Fr. von Schiller's Theater 5 Bde. Tüb. 1805.

Joh. Wolfg. von Göthe's Werke. 13 Bände. 1806 — 10.

Schauspiel:

F. M. Babo, die Strelitzen. 1790.

Aug. v. Kotzebue Menschenhaß und Reue. Leipz. 1797.

— — — die silberne Hochzeit. 1799. u. s. w.

F. W. Ziegler. Die Freunde. Leipzig 1797.

— — — das Gastrecht.

Friedr. Ludw. Schröder der Ring u. s. w.

(Die Erklärungen der Oper liegen außer diesem Plane; sie gehören mehr in das Gebiet der Aesthetik selbst.)

173.

Lyrische Dichtung.

Die Sprache ist, wie wir wissen, das versinnlichende Mittel, die verschiedenen Zustände des menschlichen Gemüths zu enthüllen; sie ist der Laut der verschiedenartigsten Gefühle und Empfindungen, die treue und schnelle Verkündigerin der Trauer oder der heitern Freude. Auch dem ungebildeten Gemüthe ist dieser lyrische Trost nicht versagt, und ist uns gleichwohl seine stark bezeichnende Empfindungssprache nicht das, was sie uns aus dem Munde eines veredelten und zartfühlenden Herzens seyn kann; so läßt sich doch auch an jenen rohen Naturtönen die darin liegende freie Kraft und Stärke, das, freilich tiefer liegende, Reinmenschliche nicht verkennen. Schon in den ältesten Zeiten, ja selbst bei ungebildeten Völkern äußerte sich das lyrische Bedürfniß, den Drang eines von Schmerz, Freude oder von Ehrfurcht gegen die Götter bewegten Herzens in einer höhern Gefühlssprache zu äußern, die alsdann im Alterthum von ihrer so verwandten und eben so empfindungsreichen Schwester, der Musik,

harmonisch begleitet wurde*. Aeußerten sich auch diese ersten Naturklänge in ihrer höchsten Unvollkommenheit; so sind sie doch als die ersten Mittel menschlicher Veredlung anzusehen, und wie hoch die menschliche Natur die Gewalt dieses lyrischen Gesanges schätzte, lehrt die schöne Mythe des Orpheus, der mit seinen Tönen nicht nur den Menschen erfreute und lenkte, sondern sogar Felsen bezauberte und Ungeheuer bezähmte.

* Die Begleitung eines musikalischen Instruments zu jenen Gesängen, das die Alten λυρα, lyra d. h. Leier nannten, gab die Veranlassung zu dem Ausdruck: lyrisch.

174.

Die lyrische Poesie stellt durch den Dichter im Namen der ganzen Menschheit die Mannigfaltigkeit rein-menschlicher Gefühle und Lebensansichten dar, versinnlicht durch den höchsten Wohllaut und durch poetische Gedankenfülle der menschlichen Sprache. Der lyrische Dichter verläugnet sich im Drama ganz; in der epischen Poesie tritt er durch den erzählenden Ton uns schon wieder näher; in der lyrischen aber spricht er zu uns herüber wie von einem nahen Ufer. Er selbst aber will es nicht seyn, der zu uns spricht; sondern als Repräsentant der ganzen Menschheit erwählt er sich vermöge sei-

ner genialen Stimmnng, angefacht durch die poetischen Gluth der Phantasie, seinen Stoff aus der Unermeßlichkeit menschlicher Gefühle, und bringt uns diese geistigen Geschenke in dem Gewande einer rührenden, glanzvollen oder feierlichen Sprache zur ästhetischen Anschauung.

175.

In keiner Dichtungsart hängt Stoff und Form so innig von einander ab, wie in der lyrischen; denn der Stoff entspringt ja hier ganz aus der Fülle und dem poetischen Schwunge des Gefühls, und dieses innere, lyrische Leben bedingt zugleich die Eigenthümlichkeit lyrischer Darstellung. In andern Dichtungsformen dichtet, so zu sagen, zuweilen die Sprache mehr für den Dichter; hier aber entspringt die lyrische Idee und die poetische Gestaltung derselben aus ein und derselben Quelle, und ohne innern Reichthum der Gefühle ist gar keine lyrische Dichtung möglich. In der lyrischen Poesie, als der höchsten und reinsten Blüthe poetischer Sprache, herrscht demnach die freieste und innigste Harmonie zwischen Stoff und Form, die sinnvollste Ideenfülle und höchste Einfachheit; und wenn die andern Dichtungsarten in Rücksicht des Stoffes mehr materieller Natur sind; so ist uns die Lyra nichts als die reinste und freieste Gedankendichtung. Der Gedanke

aber muß sich als eine freie und leicht gewonnene Lebensansicht ankündigen, und nicht das Gepräge eines tiefen Nachdenkens an sich tragen; denn wenn die Philosophie über die lyrische Poesie herrscht, statt diese über jene, so ist lyrisches Interesse dahin.

176.

Lied.

Das Lied bietet ein weit verbreitetes Feld zur Versinnlichung poetisch-darstellbarer, menschlicher Ideen dar, und es characterisirt sich durch sentimentale Einfachheit, gracieuse Leichtigkeit, Naivetät und Wärme. Reiner, gefälliger, mit Leichtigkeit sich darstellender Wohlklang ist des Liedes eigenthümliche Sprache, und ist daher seines melodischen Tons wegen zur musikalischen Begleitung vollkommen geeignet. Bald schildert es das Gefühl eines von religiösen Ideen ergriffenen Gemüthes; bald Gefühle der Liebe und Freundschaft, die Wonne eines ungetrübten, heitern Lebensgenusses; bald eine von Vaterlandsliebe und Freiheit begeisterte Seele, oder ein von Leiden erschüttertes aber durch Hoffnung und Aussichten besserer Zeiten sich beruhigendes Gemüth. Läßt auch zuweilen das Lied philosophische Lebensansichten blicken; so darf, wie schon bemerkt, nichts destoweniger in demselben die Philosophie sich

selbst zeigen, denn diese schlägt alle lyrische Contemplation nieder.

177.

Das religiöse Lied ist poetische Darstellung eines von den tröstenden Eingebungen der Religion erhöhten Gemüthes, welches von der gläubig-frommen Auffassung des beseligenden Verhältnisses, in welchem wir zu Gott stehen, freudig ergriffen wird, und in dieser andachtsvollen Begeisterung in lyrischen Tönen die religiöse Erschütterung seiner Gefühle sehnsuchtsvoll äussert. Die teutsche Sprache hat einen ziemlichen Reichthum an religiösen Liedern aufzuweisen, und wir besitzen von Luther, Gellert, Neander, Klopstock, Lavater, Zollikofer, Witschel, Schlegel, Herder ꝛc. ausgezeichnete Muster.

Heerwagen Literaturgeschichte der Kirchenlieder. 2 Th. Neustadt 1792.

178.

Das weltliche oder profane Lied ist, wie aus dem Vorhergehenden schon bemerkt, poetische Darstellung verschiedenartiger, reinmenschlicher Gefühle, angeregt durch die Verschiedenheit der menschlichen Lebenssphäre und versinnlicht durch einen leichten, rhythmischen Ton der lyrischen Sprache. Hie-

her rechnet sich vorzüglich das Volkslied, welches den Character der höchsten Simplicität an sich trägt, sich jedoch von jeder Gemeinheit entfernt hält, um desto würdiger auf Volksgemüther stillbildend hinzuwirken. Der eigentliche Volksdichter hat daher einen ehrwürdigen Beruf; er erhebt das Volk aus seiner prosaischen Gemeinheit, und bereichert es mit Wahrheiten und Lebensansichten, welche es sich auf keinem andern Wege so anlockend und leicht erwerben kann. Bürger, Voß und Claudius enthalten hie und da liebliche Volksdichtungen, und noch immer verhallen nicht die Töne der trauernden Lyra für die Manen der Höltyschen Musen. Hebels alemannische Gedichte enthalten auf eine bezaubernde Weise einen rührenden Kindersinn, und es kann nichts Treffenderes über die hohe, unnachahmliche Classicität dieser Natur- und Volkspoesie als folgendes gesagt werden:* „Er ist naiv — er ist „von alter Kunst und neuer Zeit gebildet — er ist „meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch-„schauerlich (z. B. in der Wiese) — er ist ohne Phra-„sentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht einmal, „doch zehnmal.„ Außer oben genannten Schriftstellern zeichneten sich in weltlichen Liedern aus: die Minnesänger, Opitz, Flemming, Tscher-

* Zeitung für die elegante Welt. 141. Stück 1803.

ning, Haller, Gellert, Gleim, Karschin, Grafen zu Stollberg, Schubart, Voß, von Göthe, von Schiller, von Herder, Matthison, Kosegarten, Mahlmann, Tiedge, von Salis, A. W. Schlegel, Karol. Rudolphi ꝛc.

179.

Ode.

Im höhern Fluge singt die Ode, und was vorher im Liede ruhiger Gefühlserguß war, wird hier Begeisterung. Sie weiß nichts mehr von der Sphäre der irdischen Lebensbegriffe, über sie erhaben, schwebt sie schon mit den erhabensten Gedanken hinauf in alle Unendlichkeit. Wo poetische Stärke, Fülle, Kraft und Würde sich zur erhabensten Feierlichkeit hinaufsteigern; wo die menschliche Sprache vor der Größe der Gedanken beinahe verschwindet, und nur die Unendlichkeit des idealischen Gefühls vorherrschend ist, da ist reiner Odenton. Daher die Kühnheit in den Figuren, die höchste Gedrungenheit des Ausdrucks, wo oft nur Ein einziger Begriff mit sinnvoller Kraft und Stärke das Gemählde einer begeisterten Seele vollendet. — Unter den teutschen Odensängern sind zu bemerken: Opitz, Haller, Hagedorn, Adam Schlegel, Ramler, von Kronegk, die Grafen zu Stoll-

berg, Kosegarten, ꝛc. und am vorzüglichsten Klopstock.

180.

Die Ode (ᾠδή, Gesang) ist eigentlich der älteste Gesang, daher Ode und Lyra bei den Alten eigentlich synonym waren. Sie besangen in Oden die Thaten und Siege ihrer Helden, betrauerten den Verlust der Gefallenen, oder feierten die Ehrwürdigkeit der Götter. Einen solchen feierlichen Lobgesang der Götter nannten sie Hymne (ὕμνος), die mit der Ode in Hinsicht des begeisterten Tones ganz übereinkommt, nur wählt sie sich nicht wie die Ode allgemeine Weltansichten zum Stoffe; sondern besingt nur einen einzigen Gedanken, die Gottheit, und nach Neuern, auch große Naturgegenstände z. B. die Sonne ꝛc. Bei den Teutschen erreichten in diesem Fache Opitz, v. Kleist, Klopstock, Wieland, Fr. Leop. Graf zu Stollberg, Kosegarten, von Herder und Voß das höchste Ansehen.

181.

Dithyrambe.

Begeisterte Preißgesänge, zu Ehren des Weingottes oder Bachus, nannten die Alten Dithyrambe, und ihr Gesang wurde gewöhnlich mit bachanalischen Tänzen begleitet. Willamow, Voß und

Schiller führten sie auch in der teutschen Poesie ein. Die fröliche Begeisterung des Weins erlaubt dem Dithyrambenton Ungebundenheit, Kühnheit und eine gewisse lyrische Regellosigkeit, ohne sich jedoch ästhetischen Gesetzen entziehen zu dürfen.

Willamov, Berlin 1766.

J. G. Sulzer, allgemeine Theorie der schönen Künste ꝛc. Art. Dithyrambe. 2 Th. Leipz. 1792.

182.

Elegie.

Zu den lyrischen Dichtungsarten rechnet man ferner noch die Elegie. Sie versinnlicht in poetischer Gestaltung ein von liebender Sehnsucht und Wehmuth ergriffenes Gemüth, angeregt durch den innern Drang sehnsuchtsvoller Empfindungen, die in einer schwärmerischen, lebendigen Gefühlssprache aus dem Innersten einer bewegten Seele hervorgehen, und sich endlich in Trost und Beruhigung, ja sogar in freudige Gefühle auflösen. Ein beständiger Umtausch wehmüthiger und sanftfreudiger Gefühle characterisirt den Gang elegischer Ideen, und weder die Trauer noch die Freude werden einander vorherrschend, bis endlich durch eine tröstende Mischung beider die Elegie sich in eine sanfte Beruhigung auflößt. Die elegische Sprache fließt daher, im Vergleich zur Ode, ruhiger und stiller dahin; sie benennt

und betrauert den Gegenstand ihrer Sehnsucht mit Wärme, mit der rührendsten Einfalt; will durch keinen Prunk der Worte und der Gedanken Mitleid erregen oder gewinnen, sie will nichts als sich und ihren elegischen Schmerz. Die Sehnsucht glücklicher, nie wiederkehrender Kinderjahre, Gefühle der Liebe und Freundschaft, Rückblick auf längst entflohene Zeiten unserer Vorfahren, Erinnerungen an verstorbene Freunde, alles dieß erregt Gefühle und Empfindungen, die sich zur elegischen Sprache eignen.

183.

Der ächte Character eines elegischen Gedichts erklärt sich also aus der Tiefe des Gefühls, welches aus dem Geiste des Ganzen hervordringt und in sinnvoller, elegischer Contemplation sich uns darstellt. Das Gefühl der Ode ist mehr glänzend, das der Elegie, mehr lyrische Beherzigung, ganz die Sprache eines jugendlich-warmfühlenden Herzens. Die Forderung des Hexameters und Pentameters für diese Dichtungsform ist nicht wesentlich, denn auch die Sprache kann elegischen Ton athmen. Bei den Teutschen machten sich in diesem Fache Hölty, Voß, Kleist, Klopstock, Heidenreich, Koßegarten, Tiedge, Matthison, Bürger, Schiller, Göthe ꝛc. vorzüglich berühmt.

184.

Heroide.

Der römische Elegiendichter Ovid soll nach der allgemeinen Meinung die Heroide erfunden haben, und von ihm ist noch ein Denkmal dieser Art vorhanden. Man möchte sie fast eine Erfindung nennen, die mehr um einer neuen Benennung willen der Elegie abgenöthigt wurde, so gleichbedeutend, sowohl der Sprache als dem Sinne nach, sind Heroide und Elegie. Viele nennen diese Form eine epistolische, weil sie an keine gewisse Person gerichtet ist; alleine die eigentliche, poetische Epistel ist auch epistolisch, und ist deßwegen aber keine Heroide. Am richtigsten wird sie dadurch von der Elegie unterschieden, daß in demselben die Individualität des Dichters verschwindet, und eine verstorbene Person die Innigkeit ihrer Gefühle einer andern in der lyrischen Gefühlssprache mittheilt. Sie ist also die Sprache aus einer andern Welt, der Ruf eines von allem Irdischen schon entfesselten Herzens, und daher zeigt sie sich in einer seligen Begeisterung, entfernt und losgewunden von den Schwächen irdischer Wesen, und beseligt von Ruhe und Friede. Briefe an Verstorbene von Wieland gehören hieher, unter denen Alexis an Dion für die gelungenste Heroide gehalten werden dürfte.

185.

Cantate.

Ihres lyrischen Tons wegen gehört auch die Cantate oder das Singgedicht unter diese Abtheilung, und sie unterscheidet sich von den andern lyrischen Producten durch eine äussere Eigenthümlichkeit, durch die musikalische Begleitung. Bald singt sie in dem leichten Tone des Liedes; bald schwärmt sie in der Sprache der Elegie; bald erhebt sie sich zu Oden und Hymnenton, daher beurtheilt sich ihr poetischer Werth aus dem Vorhergehenden. Die Cantaten haben die Eintheilung: in religiöse (Oratorium) und weltliche, mit dem Liede gemein. Das Mechanische beruht in der Einrichtung des Recitativs, der Arie und des Chors. Das erstere ist ein eigentlicher Prolog für die Arie, denn er bereitet durch dasselbe für den sentimentalen Gesang der Arie vor, und bindet sich nicht streng an Rhythmus und Reim. Die Arie tritt meist im lyrischen Gefühle auf, und nimmt bald die Form eines musikalischen Monologs, bald die eines Duetts ꝛc. an; im Chor endlich spricht sich das durch die vorhergegangenen Recitative und Arien aufgeregte Gesammtgefühl aus, und er muß durch seine Stärke und Feierlichkeit das Erhabene dieses Gesangs würdevoll vollenden. Da die Cantate, als ein

mit Musik begleiteter Gesang, theils von den Gesetzen der Poesie, theils von der Musikkunst abhängt; so muß der Dichter dieselbe mit steter Rücksicht auf den musikalischen Effect bearbeiten. Manche ausgezeichnete Muster haben auch hierinnen die Teutschen geliefert; z. B. an Patzke's Tod Abels, Saul, Davids Sieg im Eichthale; an Klopstocks teutschem Text zu Stabat mater von Pergolesi und vorzüglich an Ramlers Tod Jesu. Meißners Lob der Musik gehört zur weltlichen Cantate, und ist nicht ohne ästhetische Mängel.

Herder in der Adrastäa St. 6. S. 324.

186.

Sonett.

Den Beschluß lyrischer Dichtung macht endlich das Sonett, das seiner mechanischen Anordnung nach, in vierzehn gleich langen Versen besteht. Die ersten acht Verse machen zwei Strophen aus, jede davon ist in vier Zeilen getheilt, und die übrigen sechs Verse bilden auch zwei Strophen, jede zu drei Zeilen. Der vorgeschriebenen Kürze wegen ist es um so leichter, seinen poetischen Werth übersehen und streng beurtheilen zu können, daher hat der Sonettendichter mehr als andere den Stachel der Kritik zu fühlen. Die poetische Gedrungenheit giebt der Sonette Fülle und Zartheit, daher sie so

oft für die Liebe singt. Auf italienischem Boden entsprang dieses liebliche, poetische Blümchen, und Petrarca pflegte und verbreitete es. Auch Opitz, Hofmannswaldau ꝛc. sangen unter den Teutschen in Sonetten; letztrer jedoch oft sehr gesanglos: späterhin aber traten mit mehreren andern Bürger und mit noch größerem Glücke A. W. Schlegel auf. Auch lyrischer Natur, nur in einer noch beschränktern Form, zählen sich hieher das Madrigal und Triolet.

187.

Didactische Dichtung.

Die griechische Benennung didactisch (von διδασκω, ich lehre, daher Lehrgedicht) giebt zwar im Allgemeinen die Bestimmung dieses Gedichts zu erkennen; alleine manche ließen sich verleiten, zu glauben, als wäre diese Dichtungsart von jeder andern belehrenden Wissenschaft nur durch den todten Aufschmuck des Metrums verschieden. Daß sie höherer Natur sey, als der in eine noch so elegante Prosa eingekleidete, scientifische Unterricht, beweißt ihr lyrischer Ton, den die ächt-didactischen Gedichte aus der lyrischen Dichtungsart herüber entlehnen; und beide Formen schmelzen oft so innig zusammen, daß uns z. B. Schiller in ein und demselben Ge-

dichte als ein lyrisch-didactischer Dichter erscheint.

158.

In dieser Poesie herrscht also lyrisches Leben, welches mit lyrischer Gefühlssprache Ideen der Vernunft, sey es aus der Kunst oder aus der Sphäre allgemeiner Lebensphilosopheme ꝛc. idealisch entwickelt. Tritt sie auch gleich in den Kreis des philosophischen Wissens, um aus demselben ihren Stoff zu holen; so entlehnt sie doch nichts, was als wissenschaftlicher kalter Begriff ihrem mit poetischer Gefühlslust verbundenen Ideengange zuwider wäre. Kästners Lehrgedicht über die Kometen ist mehr Entstellung als didactische Darstellung; desto glücklicher erreichte Schiller die poetische Vermählung mit dem Lyrischen und Didactischen in den Künstlern, und eben so vollendet ist Tiedge's Urania.

189.

Die poetische Epistel.

Ganz didactischer Natur ist die poetische Epistel, welche, wie das Lehrgedicht, über irgend eine Kunst oder Wissenschaft oder über die Sphäre des menschlichen Daseyns in poetisch-raisonirender Anschauung schwebt. Nicht gerade immer an Eine bestimmte Person soll sie gerichtet seyn; und sie

gewinnt um so eher an poetischer Freiheit, wenn sie mehr an den Menschen als an ein bestimmtes Individuum gerichtet wird. Je individueller die Epistel eingerichtet ist, das heißt, je mehr ihr der Character didactisch-philosophischer Allgemeinheit mangelt, destomehr sinkt sie zum prosaischen Adressenbrief herab. Am musterhaftesten sind hierinnen Gotter und Göckingk.

190.

Die didactische Satyre.

Sie besteht in der poetischen Darstellung allgemein-rügender Urtheile und Grundsätze über die sittlichen Mängel und Inconsequenzen des menschlichen Handelns. Soll sie ihren poetischen Werth beibehalten, und ihren Zweck nicht verfehlen; so darf sie sich nicht zu dem strengen, satyrischen Richteramte eifernder Moralisten herabwürdigen: mit spielender Leichtigkeit oder mit freundlichem Ernst muß sie die Heilmittel darreichen, durch welche der Mensch von seinen moralischen Uebeln oder von der Ungereimtheit seiner Denk- und Handlungsweise genesen soll.

191.

Die teutsche Poesie hat in der Ausbildung der didactischen Form wieder dem ehrwürdigen Opitz die ersten, glücklichen Versuche zu danken, wie aus

dem wohlgelungenen Gedichte Zlatna und Vielgut zu ersehen ist. Hallers Alpen enthalten nur einzelne didactische Stellen, und gehören mehr zur beschreibenden Dichtungsart: mehr didactischer Natur sind die Gedichte: der Ursprung des Uebels und die Ewigkeit. Lichtwer schrieb mit ganz unpoetischem Geiste das Recht der Vernunft, und Dusch mit mehr philosophischer als poetischer Tendenz: die Wissenschaften. Freier und leichter sind der Weise, die Glückseligkeit und die Freundschaft von Hagedorn behandelt, und Gellert errang sich durch seine Leichtigkeit hierinnen noch einen größern Vorrang. Minder wichtig sind Sukro, Withof, Kreuz und Käſtner. Hingegen Giesеke, Zachariä und Uz erhoben sich schon wieder vor andern etwas mehr hervor, bis endlich Wieland auch hierinnen eine ganz neue Bahn brach, zu welchem Gleim, Fr. v. Kleist, von Kronegk, Manso (Kunst zu lieben), Schiller (in seinen Gedichten z. B. die Künstler ꝛc.), Tiedge, C. Schreiber (Harmonia oder das Reich der Töne), mit ausgezeichnetem Rechte zu zählen sind.

Martin Opitz Gedichte. Amst. 1646. 3 Th.

Albrecht v. Haller Lehrgedichte 1730.

Magnus Gottfried Lichtwehr's Recht der Vernunft in 5 Büchern. Leipz. 1750.

Joh. Jak. Dusch die Wissenschaften. Götting. 1752.

Joh. Jak. Dusch poetische Werke. Altona 1765 — 67. 3 Th.

Fr. v. Hagedorn der Weise (1741); die Glückseligkeit (1743); und die Freundschaft (1748.)

Christ. Fürcht. Gellerts Menschenfreund; der Stolze; rechter Gebrauch des Reichthums und der Ehre; der Christ; der Ruhm; die Freundschaft. 1754.

Christ. Joseph Sukro Lehrgedichte und Fabeln. Halle 1747.

Joh. Philipp Lorenz Withofs Gedichte. Bremen 1751.

Friedr. Carl Casimir v. Kreuz die Gräber. Frankf. a. M. 1760.

Chr. Martin Wieland die Natur der Dinge. Halle 1752.

Dessen Antiovid. 1752.

Dessen Musarion. 3 B. Leipz. 1768.

Nicolaus Dieterich Giesecke Glück der Liebe. Braunschw. 1769.

Abraham Gotthelf Kästner vermischte Schriften. Altenburg 1755.

Friedr. Wilh. Zachariä poetische Schriften. Braunschw. 1763 — 65.

Joh. Peter Uz über die Kunst stets fröhlich zu seyn, in 4 Gesängen. Leipz. 1760.

Friedr. Wilhelm Gleims Halladat. Hamburg 1774.

Christian Ewald von Kleist's Werke. Berlin 1760. 2 Bd.

Fr. v. Schiller's Gedichte. 3 Th. Jena u. Weimar 1800.

C. A. Tiedge's Urania. Wien 1804.

192.

In dem Fache der Satyre arbeiteten die Teutschen schon in frühern Zeiten nicht ohne Glück, wozu die damaligen religiösen und politischen Gährungen in den Zeiten der Reformation und des darauf erfolgten Religionskriegs hinlänglichen Soff lieferten. Hat auch der satyrische Stachel nicht immer mit gleicher Genialität die Schwächen des Zeitgeistes gerügt; so ist doch manche alte, teutsche Satyre nicht ohne Kraft, Stärke und treffenden Witz. Treffend und schon mit ziemlich viel Sicherheit schwingt Brandt über seine Zeitgenossen die Geißel der Satyre, den aber der Nürnberger Hans Sachs durch Witz und Stärke zuweilen übertrifft. Fischart war wohl genial, doch erlaubte er sich in seiner Satyre den zügellosesten Muthwillen. Ihm folgte Opitz mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und neuer Reformationskraft, und Rachel und Kanitz waren nicht unwürdige Nachfolger. Haller, Hagedorn und Michaelis versetzten ihre Satyre in den mildern Ton der Ironie: und Liskov verließ zuweilen wieder diesen richtigern Weg, und ließ, wenn gleich nicht ohne Originalität, mit zu rauher, beißen-

der Schärfe sich gegen das Zeitalter heraus. Höher und sehr veredelt erschienen hierauf Stollbergs Jamben; Rabener wurde das vorzüglichste Muster im Fache der prosaischen Satyre; Lichtenberg blieb keineswegs zurück, und Wieland trat in den Abderiten als genialer Satyriker auf, der an Pfeffel, Falk, Hippel ꝛc. nicht unwürdige Rivalen hatte. Blumauer wurde in seiner travestirten Aeneide als komischer Satyriker von der Menge mit zu vielem Glücke ausgeschrieen; denn abgerechnet so vieler gelungenen Stellen, hat das Ganze nicht genug rein-ästhetischen Gehalt. Unter allen diesen schwang sich aber der geniale Jean Paul zu einer unerreichbaren Höhe.

Sebastian Brandt (geb. 1458, † 1520) war Syndikus zu Straßburg. Sein Narrenschiff erschien 1494.

Hans Sachs (geb. Nürnberg 1494 gest. 1576) Werke, gesammelt von Georg Weller. Nürnberg 1570—79. 5 Bde.

Johann Fischart (geb. zu Frankf. a. M. 1511 † daselbst als Syndikus 1581) übersetzte Rabalais Gargantua ins Teutsche; den Bienenkorb 1579; den Schriftstellerunfug im Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis 1590, nebst mehreren Satyren. Die Eigenthümlichkeit seiner satyrisch-komischen Sprache ist seine Erfindung.

Martin Opitz Gedichte. Amsterdam 1646. 3 Th.

Joachim Rachel's Satyren. Frankf. 1664; dann noch mehrere. Frankf. 1668.

Friedr. Rud. Ludw. v. Kanitz Nebenstunden unterschiedener Gedichte. Berlin 1700.

Albr. v. Haller Lehrgedichte und Satyren seit 1730.

Friedr. v. Hagedorn Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Hamburg 1738 und vermehrt 1752.

Joh. Benj. Michaelis Fabeln und Lieder. Leipzig und Aurich 1766.

Christoph Friedr. Liskov Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739.

Friedr. Leop. Graf zu Stollberg Jamben. Leipzig 1784.

Gottlieb Wilh. Rabener's satyrische Schriften. Leipzig von 1751—1755.

Georg Christoph Lichtenberg Timorus. Göttingen 1773.

Dessen gnädigstes Schreiben der Erde an den Mond im Götting. Magazin 1780.

Joh. Mart. Wieland Geschichte der Abderiten. Weimar 1776.

Konr. Gottlieb Pfeffel Fabeln der helvetischen Gesellschaft gewidmet. Basel 1783.

Joh. Dan. Falk die heiligen Gräber zu Rom und die Gebethe. 1796.

— — — Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre 1796—1802.

Jean Paul Friedrich Richter satyrische Skizzen. Berlin 1793.

Theodor Gottl. v. Hippel Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778—31. 3 Th.

Dessen Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z.

Aloys Blumauer Abentheuer des frommen Helden Aeneas oder Virgils Aeneis travestirt. Wien 1784. 1788. 3 Bde.

Karl Friedr. Flögels Geschichte der komischeu Literatur. Liegnitz und Leipzig 1784—87. 4 Bde.

193.

In der poetischen Epistel zeichnete sich die schlesische Sängerschaft nicht nachahmungswerth aus, und selbst Opitz, Flemming, Gryphius, Günther, und mehrere andere verfehlten nicht nur den richtigen, epistolischen Tact, sondern arteten nicht selten in Plattheit und Mattigkeit aus. Erst mit Elias Schlegel hatte sich die Epistel einer geistreichen Ausbildung zu erfreuen, an dem sich Uz rühmlich anschloß; beide aber wurden von der humoristischen, gefälligen Leichtigkeit Jacobi's und Gleim's übertroffen. Ihnen folgten bald mehr oder weniger hervorstechend Rost, Bodmer, Nicolai, Michaelis, Wieland, Pfeffel, Manso, Tiedge u. s. w.; aber Gotter und Göckingk erreichten unter ihnen den ersten Preis.

Martin Opitz geistl. und weltliche Poemata. Amsterdam 1646. 3 Th.

Paul Fleming poetische Wälder. Jena 1666.

Christ. Gryphius poetische Wälder. 2 Th. 1718.

Joh. Christian Günther Briefe in seinen Gedichten. Jena 1739.

Joh. Elias Schlegel poetische Briefe 1740 — 1749.

Joh. Peter Uz Werke. Leipzig 1780. 2 Bde.

Joh. Georg Jacobi Briefe. Berlin 1768.

Briefe von Gleim und Jakobi. Berlin 1777.

Ludw. Heinr. von Nicolai Briefe in seinen Gedichten. Straßburg 1760.

Joh. Benjamin Michaelis Lieder, Fabeln und Satyren. Leipzig 1766.

Joh. Martin Wieland's poetische Schriften.

Konr. Gottl. Pfeffel poetische Versuche. 10 Th. Tübingen 1802 — 10.

Friedr. Wilh. Gotter's poetische Werke. Gotha 1787, früherhin im Götting. Musenalmanach 1770 — 74.

Leop. Friedr. Günther v. Göcking's sämmtliche Werke. Leipzig u. Frankf. a. M. 1780 — 1782. 3 Th.

X.

Vermischte Dichtungsarten.

194.

Die Idylle (Ecloge).

Diese Dichtungsart hat am allerwenigsten einen Reichthum an classischen Bearbeitern aufzuweisen, weil die Aufgabe, die sie zu lösen hat, vielleicht eine der schwersten ist. Sie soll die Naturwelt in ihrer

höchsten Einfachheit darstellen, und doch erfordert dieses Gedicht poetische Mannigfaltigkeit, ohne welche keine Dichtung interessirt; sie soll Handlungen darstellen, und doch ist der allgemeine Character der Idyllenwelt Ruhe und Friede. Sie schwebt bald im Drama, bald im Epos, bald ist sie inniger Erguß lyrischer Gefühle. Ihre Charactere sind Landleute, deren einfache Lebensweise dem Dichter wenig Stoff zur idealischen Darstellung überliefert; er muß also denselben erfinden; er muß in dieses stille Landleben etwas hineinlegen, was an sich in der Wirklichkeit nicht liegt, und doch soll er wiederum der Natur treu bleiben, und seine Hirten, nach dem Muster des Erfinders des Hirtengedichts des Sicilianers Theocrits, in Einfalt und natürlicher Anmuth erscheinen lassen; er soll uns nicht eine idealische Welt von Menschen aufstellen wollen, die in gar keinem Verhältniß mit der wirklichen steht.

195.

Soll die Idylle also poetisches Interesse haben, so muß ihre Dichtung aus einer idealisch-arkadischen Welt, die bloß in der Idee existirt, in die wirkliche herüberspielen, um in diesem Geiste die Sphäre des wirklichen Landlebens mit poetischer Analogie zur Idyllenwelt erheben zu können. Durch diese

Verbindung wird der Idyllendichter uns vor dem uninteressanten Zauber bewahren, uns eine Welt darstellen zu wollen, die gar nichts Gemeinsames mit menschlichen Verhältnissen hat; er wird aber auch auf der andern Seite dadurch das Naturleben aus seiner bäurischen Wirklichkeit herausheben, und durch eine erhöhtere Umgestaltung uns für dasselbe empfänglicher machen. Selbst bei andern Dichtungsarten hat ja eigentlich die Poesie beinahe die nämliche Aufgabe zu lösen; denn sie soll immer eine innige Zusammenschmelzung des Wirklichen mit dem Ueberirdischen vermitteln, und die Welt, wie sie ist, in eine idealische Gestaltung bringen. Die Alten fühlten vorzüglich dieses Bedürfniß, und die Idee ihrer Heroen war das verbindende Mittelglied zwischen Götter und Menschen. Auch in uns macht der Druck unsers irdischen Lebens oft eine ähnliche Sehnsucht rege, und in unserm eng verketteten Daseyn drängen sich uns zuweilen zwangvolle Verhältnisse auf, die unsern Frieden gefährden, und uns an jene glückliche Freiheit erinnern, die das Leben freier Naturbewohner darbietet, oder die uns in dem nie wiederkehrenden, glücklichen Kindesalter anlächelte. Die Idylle bringt also ihre friedliche Naturwelt wie aus einem magischen Spiegel einem Gemüthe näher, welches, angefeindet von irdischen Verhältnissen, gerne denselben entgehen, und in eine

idealische Welt hinüber schweben möchte, wo es im Schooße der Natur und in den ungezwungenen Umgebungen eines unverdorbenen, in Einfalt und Kindlichkeit glücklich-dahinlebenden Hirtenvolkes seinen irdischen Schmerz selig verträumen könnte.

196.

Die ländlichen Beschäftigungen der Hirten, Fischer und Jäger, das sorglose, freie Landleben, das gegenseitig auf Innigkeit und Zartheit gegründete Verhältniß zwischen ländlichen Naturkindern bilden den Umkreis, aus welchem der Dichter seinen Idyllenstoff schöpft. Der idyllische Character selbst erscheint zwar immer noch nach der Analogie menschlicher Charactere; er hebt sich aber über die gewöhnliche Welt durch die Reinheit und Einfachheit der Sitten, durch einen unverdorbenen Naturton und durch Zartheit und Innigkeit lyrischer Gefühle. Er hält sich also rein und entfernt von der Lüsternheit roher Naturkinder, von bäurischer Ungebundenheit und ungezügelter Gefühlslust, und Rost's Idyllen haben daher nicht volles ästhetisches Interesse, weil seine idyllischen Charactere mit der ländlichen Sittenreinheit es nicht zu genau nehmen.

197.

Die größte Schwierigkeit für den Idyllendichter ist die Handlung, welche er in die Charactere

hineinzubringen hat, und wodurch die Idylle eines Theils epischer Natur wird. Allein wahrhaft epische Größe, sowohl der Tugend als des Lasters, verträgt sie nicht, denn beide Extreme sind der ländlichen Einfalt zuwider; aber eben so wenig erregt die Darstellung platter Charactere unser Wohlgefallen. Die Eigenthümlichkeit idyllischer Charactere beruht also mehr auf eine Darstellung kindlicher Gemüther, die in einem analogen Verhältniß zur eigentlichen Kindheit stehen, wo der Drang einer heftigen Leidenschaft noch nicht den Menschen verhärtet; wo die Fröhlichkeit, Zärtlichkeit und Liebe alle Gemüther harmonisch verbindet, und wo auch nach Kinderart Schmerz und Feindschaft leicht entstehen; aber eben so schnell wieder besänftigt werden können. Diese Charactere werden daher auch in ein ferneres Zeitalter zurück versetzt, um der Idylle dadurch einen poetisch-magischen Reitz zu geben, und sie der rauhen Gegenwart zu entziehen, in welcher das Landvolk uns so oft als ein unterdrücktes oder entartetes Geschlecht erscheint.

198.

Die teutsche Muse fand in dieser Dichtungsart erst spät eine classische Würdigung. Wenn wir auch dem Weckerlin den ersten Idyllen-Versuch zu danken haben, und die schlesischen Dichter als Opitz, Hof-

Hofmannswaldau ꝛc. auch in diesem Fache nicht unthätig blieben; so waren dieß Versuche ohne classische Autorität. Endlich brach Götz durch seinen leicht-gefälligen Schäferton zuerst die Bahn, ihm folgte der mit noch höherer-lyrischer Natur empfindende Kleist, der an dem frommen Unschuldsdichter Gesner und an dem treuen Naturzeichner Voß unter mehreren Idyllendichtern die unübertrefflichsten Rivalen bekam.

Opitz Gedichte. Amsterd. 1646. 3 Th.

Georg Rudolph Weckherlins Gedichte. Amsterdam 1648.

Joh. Nicol. Götz Gedichte. Mannheim 1785. 3 B.

Christian Ewald von Kleist Werke. Berlin. 1760. 2 B.

Salomo Geßner's Idyllen. Zürich 1756.

Joh. Heinrich Voß Idyllen. Königsberg 1801.

— — — Louise. Königsberg 1802.

Hieher sind noch zu rechnen:

Franz Xavers Bronner's Fischergedichte und Erzählungen. Zürich 1787.

Ludw. Theobul Kosegarten's Gedichte. Leipz. 1788. 2 Th.

Jak. Friedr. Schmidt poetische Gemählde und Empfindungen aus der heil. Geschichte. Altona 1759. u. s. w.

199.

Die beschreibende oder mahlerische Dichtungsart.

Im Grunde ist jedes Gedicht beschreibend oder schildernd; denn das Drama schildert wie das Epos Handlungen und Charactere, die Lyra schildert Gefühle des Herzens, das Lehrgedicht Anschauungen der Vernunft dargestellt durch die Sprache einer poetischen Phantasie. Die Alten kannten daher diese Dichtungsart als eine specielle Form nicht, und nicht selten findet man im antiken Drama und Epos Beschreibungen, die nach dem neuern Urtheile als etwas Fremdes in dem dramatischen oder epischen Ganzen da stehen. Der Stoff dieser neuern von den übrigen Dichtungsarten getrennten Form ist entweder die Natur, oder sie entlehnt irgend einen Gegenstand aus der intelligiblen Welt, und erhebt ihn als Bild der Phantasie zu einem poetischen Ganzen. Wahrheit, Treue und Stärke sind die Forderungen dieser versinnlichenden Dichtungsart; wenn sie aber in Weitschweifigkeit und Mattheit ausartet, so daß das darzustellende Bild nicht von selbst gleich in die Augen fällt, so ist der beabsichtigte Effect dahin.

Martin Opitz Vesuv in seinen Gedichten.
Albrecht von Hallers Alpen.
Christian Ewald v. Kleists Frühling.

Friedr. Wilh. Zachariä's Tageszeiten.
Stollberg's Hellebeck.
Matthison's Genfersee, Elysium ꝛc.
Sali's Gedichte.
Kosegartens Gedichte.
Schiller's Herkulaneum und Pompeji u. s. w.

200.

Der Roman.

Er unterscheidet sich von der Epopöe und Romanze, theils in der mechanischen Anordnung, da derselbe des Reims und des Rhythmus gewöhnlich entbehrt; theils aber auch in der Verschiedenheit des Stoffes, welcher in dem Roman meist aus den Vorgängen des bürgerlichen Lebens entlehnt wird. Die vorherrschenden Gefühle in demselben sind gewöhnlich Liebe und Freundschaft, die mit ihren hohen, excentrischen Schwingungen die Hindernisse des conventionellen Lebens zu bekämpfen haben, und deren Glück durch Menschen gestört wird, mit deren heterogenen Naturen ihre höher gesteigerten Gefühle nothwendig in Widerstreit gerathen müssen. Der Kampf dieser entgegengesetzten Kräfte, das Begegnen der verschiedenartigsten Charactere, Verhältnisse und Begebenheiten, dargestellt durch die Kraft einer lebhaften, blühenden Phantasie und durch den Wohlklang einer leicht dahinfließenden, lebendigen

Sprache mag also wohl ein lebhaftes Interesse für diese Kunstform erregen, und bei vielen um so mehr, da der Roman mehr als antike Dichtungen in die Individualität des jetzigen Lebens hineinpaßt. Mit Recht nennen ihn daher die Aesthetiker ein erzählendes Charactergemählde, wo lyrisches, episches und dramatisches Leben in einander unvermerkt verschmolzen ist, und in welchem es, so zu sagen, unentschieden bleibt, wo die wohlgefällige Prosa aufhört und die Poesie beginnt.

201.

Doch auch aus den Zeiten des Mittelalters bildete sich der sogenannte und vor Kurzem so beliebte Ritterroman, welcher dem Stoffe nach mit der Ballade, aber nur in einem größern Umfange, übereinkommt. Die Zeiten des Ritterthums bieten ein fruchtbares Feld für die Befriedigung romantischer Ideen dar. Es gab eine Zeit, wo Recht und Gerechtigkeit in Teutschland schlecht gehandhabt wurde; wo der Mangel an wohleingerichteten Gerichtshöfen den Stärkern um so mehe reitzte, an den Schwächern das Gesetzlose Faustrecht geltend zu machen; wo sich aber auch Beweise einer gerechten und edlen Tapferkeit vorfanden, die den Bedrängten rettete und schützte, und wo zugleich vor dem Forum eines ehrsamen Ritterthums alle die Pflichten und Rechte, unter dem

Namen Rittertugenden, dem weiblichen Geschlechte zugeschworen wurden, worauf edle, teutsche Frauen damals Anspruch machen konnten. In dieser rauhen und zugleich kräftigen Zeit, wo mit dem Schwerdte alles gewonnen und nur durch dieses alles erhalten werden konnte, da fehlte es nicht an seltnen Ereignissen und Handlungen, die zu den sonderbaren abentheuerlichen Erzählungen und Sagen Veranlassung gaben, und so wurden uns also seltne Beweise der Tapferkeit, muthvolle und kühne Unternehmungen aus jenem Alter überliefert, und zuweilen mit starken Zügen eines religiösen Glaubens, geheimer Verbindungen ꝛc. verwebt. Am gelungensten in diesem Fache sind Veit Weber's Sagen der Vorzeit, Lafontaine's Rudolph von Werdenberg und einige von den Schlenkertischen dialogisirten Romanen.

202.

Zuweilen erheben sich im Roman menschliche Empfindungen und Gefühle zu einem so hohen Grade der Wärme und Begeisterung, daß die Sprache einer solchen, glühenden Gefühlsbewegung in rhythmische Poesien sich ergießt: und in soferne diese poetische Abwechslung mit der Einheit der ungebundenen Romanensprache in einem harmonischen Verhältnisse steht; so kann eine solche überraschende Ab-

wechslung dem Ganzen noch mehr hinreissenderes Leben und wohlgefälligen, poetischen Reitz verschaffen.

203.

Die Geschichte des Romans leitet mit Recht den Ursprung desselben aus Spanien her, und die Troubadours und Minnesänger legten alsdann den Grund zu der sogenannten Ritterpoesie in Teutschland. Späterhin verwandelte sich der romantische Gesang in Prosa, die arkadische Schäferpoesie und Robinsonaden fiengen an, auf einige Zeit in etwas zu befriedigen, bis Gellert's schwedische Gräfin großes Aufsehen erregte. Geßner's Daphnis, ein Idyllenroman, gefiel wie alle seine zarten Schöpfungen; Musäus Grandison wurde allgemeine Volkslectüre, und Wieland hatte auch hier das Glück und das Recht, für seine Nachfolger und Nachahmer einen classischen Boden zu legen.

Christian Fürchtegott Gellert Leben der schwedischen Gräfin. Leipz. 1746.
Sal. Geßner, Daphnis. Zürich 1754.
Joh. Carl Aug. Musäus Grandison. Eisenach 1760.
Dessen Volksmährchen der Teutschen. Gotha 1782—1786. 5 Th.
Christ. Mart. Wieland Araspes und Panthea. Zürich 1760.
— der Sieg der Natur ꝛc. Ulm 1764. 2 Th.
— Agathon. Frankf. und Leipzig 1766. 2 Th.
— Dialogen des Diogenes von Sinope. Leipz. 1770.

Christ. Mart. Wieland Beiträge zur geheimen Geschichte des Verstandes und Herzens. Leipzig 1770. 2 Th.

— der goldene Spiegel. Leipzig 1772. 4 Th.

— die Abderiten. Weimar 1776.

Joh. Timotheus Hermes Geschichte der Miß Fanny Wilkes. Leipzig 1766.

— Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Leipzig 1769. 73. 5 Th.

Albrecht v. Haller Usong. Bern 1771.

— — — Alfred. Bern 1773.

— — — Fabius und Cato. Bern 1773.

Joh. Wolfg. v. Göthe Leiden des jungen Werthers. Leipz. 1774.

— Wilhelm Meister's Lehrjahre. Berlin 1794.95. 3 Bde.

Friedr. Schiller der Geisterseher; (wovon nur der erste Band erschienen). Leipz. 1789.

Joh. Gottwerth Müller der Ring. 1777.

— Siegfried von Lindenberg. 1790. 4 Theile.

Fr. Bouterweck Graf Donamar. 2 Th.

Aug. Gottlieb Meißner Skizzen. 3 Samml. Leipz. 1778 — 80.

— Bianca Kapello. Leipz. 1785.

— Alcibiades. Leipz. 1781. 3 Th.

Theod. Gottl. von Hippel Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778 — 81. 3 Th.

— Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z.

Adolph Franz Friedr. von Knigge der Roman meines Lebens. Riga 1780.83. 4 Th.

— Gesch. Peter Clausens. Riga 1783.

Fr. Chr. Schlenkert Friedrich mit der gebißnen Wange. 4 Bde. Tübing. 1788.

G. W. C. Starke Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben, 5 Sammlungen. Berlin 1793 — 97.

August Heinr. Jul. Lafontaine Leben eines armen Landpredigers. 2 Bde. 1801.
— Rudolph von Werdenberg. Eine Rittergeschichte aus den Revolutionszeiten Helvetiens. 1793.
— Klara du Plessis und Klairant. 2 Bde. Frankf. und Leipzig 1795.
— Der Sonderling. 3 Bde. Wien 1799.
— Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius. Heymeran von Flaming. Berlin 1795—96. 3 Th.
Ludw. Tieck Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altteutsche Geschichte. 2 Th. Berl. 1798.

204.

Das Epigramm oder Sinngedicht.

Es ist poetische Versinnlichung eines mit treffender Kürze und interessanter Neuheit dargestellten Reflectionsgefühls, und ist bald ernsthaften, bald komischen, bald satyrischen Inhalts. Nur Einen Gedanken umschließt das Epigramm, der um so anschaulicher und frappanter hervorsticht, und uns zum Mitgefühl ergreift, je mehr in epigrammatischer Kürze der sinnvolle Aufschlußpunct (pointe) uns überrascht. Diese zarte, Gedankenvolle und witzige Gefühlssprache blühte in Griechenland unter dem Hauche des griechischen Genius in unnachahmlicher Lieblichkeit, und hat auch von da aus durch die daselbst üblichen Aufschriften an Tempeln, Grabmälern, Bildsäulen, Bädern ꝛc. seinen Ursprung, was die griechische Benennung von selbst erklärt. Weil das Epigramm bald lyrisch, bald didactisch fühlt und denkt;

so ist es zu den vermischten Dichtungsarten zu zählen. Auch die teutsche Muse übte sich in dieser Form, wenn gleich die Sprache der epigrammatischen Leichtigkeit und Wendung, auf welche alles ankommt, manches Hinderniß in den Weg legte. Schon die Schlesier lieferten unter vielen Plattheiten manchen gelungenen, sinnvollen Witz, und in neuern Zeiten erhielt die teutsche Poesie einen ziemlichen Reichthum an dieser poetischen Form.

Martin Opitz Gedichte. Amsterd. 1646. 3 Th.
Friedr. Freiherr von Logau. Erste Sammlung seiner Sinngedichte 1638. Zweite Sammlung. Breslau 1654.
Gotth. Ephr. Lessing Kleinigkeiten 1750.
Dessen kleine Schriften. Berlin 1753 – 55. 6 Th.
Abrah. Gotth. Kästner vermischte Schriften. Altenburg 1755. 1772. 2 Th.
Leop. Friedr. von Göckingk Sinngedichte 1772.
Carl Friedr. Kretschmann Epigramme. Leipz. 1779.
Dessen vermischte Schriften. Berl. 1771. 85.
Joh. Christ. Fr. Haug Sinngedichte 1791. dann in mehreren Almanachen.
Joh. Gottfr. von Herder zerstreute Blätter. I. und II. Samml. Gotha 1785 – 86.

205.

Die Fabel.

In sehr uneigentlichem Sinne werden Dichtung und Fabel sehr oft als gleichgeltende Begriffe ge-

nommen; alleine die Fabel verhält sich zur Dichtung wie Ein Theil zu seinem Ganzen, und sie ist daher der Dichtung untergeordnet. Nicht jede Dichtung ist eine Fabel, denn in der poetischen Erzählung eines Frühlingsmorgen ꝛc. kann Dichtung enthalten seyn, und sie gehört doch nicht unter die Kategorie der Fabel. Letztere ist demnach poetische Darstellung einer nach der Analogie der menschlichen Freiheit handelnden Thierwelt, welche den Grad der ihr in der Fabel beigelegten Vernunftfähigkeit an einem aus dem Gebiete der Erfahrung, der Klugheit oder Moral aufgestellten Satze erprobt, und wodurch um so mehr die Thorheiten und Schwachheiten der Menschen in das Lächerliche gezogen, und vor dem Richterstuhl dieser thierischen Vernunft um so beschämender gerügt werden. Dieß ist die Grenzlinie, welche sich der Erfinder der griechischen Fabel Aesop vorzeichnete; die aber von den spätern neuern Fabeldichtern überschritten wurde, denn sie ließen nicht nur den Menschen, sondern sogar leblose Dinge in ihrer Fabeldichtung handelnd auftreten. Die Fabel ist eine der rühmlichsten Erfindungen des Alterthums, da sie sich eines großen Antheils an der moralischen Ausbildung des Menschengeschlechts zu erfreuen hat. Sie ist eine bildliche Sittenlehre, die um deswillen die abstracte Belehrung vermied, um in dem damals kindlichen Verstand um so williger und leichter Ein-

gang zu finden. Ihre Sprache ist daher eine wahre Kindersprache, und Einfalt und Naivetät ihr eigenthümlicher, poetischer Character. Aesop hat seinen damit beabsichtigten Zweck, fehlende Menschen zur Vernünftigkeit wieder zurück zu führen, und unter der Maske der handelnden Thierwelt den strengen Sittenrichter zu verbergen, vortrefflich berechnet, und glücklich erreicht. Wenn nämlich Thiere über gewisse moralische Wahrheiten und Lebensregeln in menschlicher Sprache sich äußern, wenn sie die mannigfaltigen Verirrungen, Thorheiten und Schwachheiten der moralischen Wechselswirkung unter den Menschen darstellen, und zuweilen auch in ihren Handlungen das Vernünftige dem Unvernünftigen mit Wahl und Absicht vorziehen; so müssen wir vor unsrer fehlenden, menschlichen Natur, die aus diesem satyrischen Spiegel mit allen ihren Mängeln so treu und wahr gezeichnet herausblickt, um so beschämter zurücktreten, und den verlassenen Weg der Vernunft aufs neue um so williger betreten, soll diese thierische Weisheit uns nicht völlig um den Besitz unsrer angestammten Menschenwürde bringen. Auf der andern Seite ertragen wir um so geduldiger die damit beabsichtigte, moralische Rüge, weil es blos Thiere und wir nicht selbst sind, gegen welche sie gerichtet ist, und unser Eigendünkel fühlt sich durch den in der Fabel verhüllten und auf uns nicht geradezu

gerichteten Wink etwas sanfter bestraft, und erkennt um so schneller seine moralische Blöße.

206.

Wenn gleich in der Fabel die physische Wahrheit dem Dichter ganz Preiß gegeben wird; so daß er mit seinem poetischen Zauberstab die Ordnung der Natur umwirft, und Thieren und leblosen Dingen menschliche Sprache und menschliche Denk- und Handlungsweise beilegt; se darf er doch in den Characteren und Handlungen der Thiere nicht alle Wahrheit vernachlässigen, denn selbst seine handelnde Thierwelt muß so gezeichnet seyn daß man immer wieder daraus den Menschen erkennen kann. So legt der Dichter in thierische Gestalten den Abstrahl menschlicher Vernunft, die selbst aus dem thierischen Körper in der Form menschlicher Sprache hervortritt; so macht er das Lebloſe lebend, läßt Bäume, Gesträuche ꝛc. redend handeln, kurz seine Phantasie arbeitet hier wie in der Mährchen- und Geisterwelt in losgebundener, dichterischer Freiheit. Dessen ohngeachtet liegt der Fabel ein stilles Gesetz zum Grunde, damit der Dichter bei Anlegung derselben der Wahrscheinlichkeit nicht ganz zuwider handle. Seine thierischen Geschöpfe, die in der Fabel nach der Analogie menschlicher Verhältnisse auftreten, muß er nach den von Natur ihnen zukommenden characteristischen

Eigenschaften treu bezeichnen, und selbige nach dieser abgesteckten Grenzlinie in ihren Handlungsweisen durchgehends festhalten; so daß er den Löwen nicht den Characterzug der Falschheit, der Taube nicht die Mordlust, dem Kaninchen nicht einen ruheliebenden Character gewaltsam aneignet, da doch der Character dieser Thiere in dem lebendigen Buche der Natur ganz anders aufgezeichnet stehet.

207.

Ein wesentlicher Character der Fabel ist Handlung, und unter diesem Bilde stellt sie eine allgemeine Wahrheit zu unsrer Belehrung auf. Sie ist also episch-didactischer Natur. Sie stellt aber ihre Weisheitslehren mit der möglichsten Kürze leicht und faßlich dar, während der eigentliche, didactische Dichter seine Lehrsätze in einem ausgebreitetern, tiefer-durchdachten Raisonnement durch Vernunftschlüsse und Beweißgründe und ohne alle Handlung vorträgt. Soll die Fabel poetischen Werth haben, so muß ihre formelle Darstellung auch ohne den Reitz des Factischen an sich schon gefallen. Die Sprache wird nur durch Einfachheit, Leichtigkeit und durch die lebhafte Versinnlichung des Kontrastes zwischen der Thier- und Menschenwelt gefallen; der sich aber zuletzt doch in eine mit dem Menschen natürlichen Analogie dieser thierischen Naturen auf-

lösen muß. So wird die durch die Fabel zu versinnlichende Wahrheit in eine Hülle gekleidet, welche der Verstand mit Leichtigkeit zu lüften vermag, denn tief verborgene und schwer aufzufindende Wahrheiten sind ihrem Character völlig zuwider. Kurz sie wird in Einfalt und leichtfaßlicher Kürze zu dem Herzen sprechen, denn ihr Erfinder sprach damals noch zu einem kindlichen Verstande, dem das Bittere der moralischen Rüge, wie den Kindern das Heilungsmittel, in einer täuschenden Hülle beigebracht werden mußte.

208.

Die Geschichte der teutschen Fabel weißt uns schon frühe Versuche dieser Art auf. Schon zu den Zeiten der Minnesänger waren Boner's Fabeln bekannt, die zu Bamberg 1465 zuerst gedruckt wurden, und sodann unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger; auch zu Zürich, 1757 herauskamen. Mit etwas mehr Geschmack, aber zuweilen mit übertriebner Redseligkeit bearbeitete Burkhard Waldis die äsopischen Fabeln, lieferte selbst eigne Versuche, und fand in Zachariä einen glücklichen Nachahmer. Um vieles veredelter stellten sich uns Hagedorn's Fabeldichtungen dar, in welche er würdigen Scherz und eine tiefere, moralische Bedeutsamkeit geistvoll hineinzulegen wußte. Nun

galt mit einmal Gellert alles, und das mit Recht, denn seine Natürlichkeit, seine heitere Leichtigkeit, der überraschende gutmüthige Witz, der auch jeder Art von Lesern willkommen seyn mußte, war es, wodurch diese freundliche Poesie von allen mit Liebe und Begierde aufgenommen wurde. Dessen ohngeachtet gewann Lichtwehr allen seinen Vorgängern noch einen höhern classischen Rang ab, und mit ihm verdienen Lessing, Gleim, Willamow, Michaelis, Meißner, Herder u. s. w. genannt zu werden, bis aufs neue Pfeffel Epoche machte, und seinen Fabeln neben poetischer Vortrefflichkeit einen ganz eigenthümlich-interessanten feierlichen, ja so zu sagen, orientalischen Sinn einzuhauchen wußte.

Esopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefaßt. Mit sampt hundert neuwer Fabeln vormals im Druck nit gesehen noch ausgangen. Durch Burcardum Waldis. Frankfurt am Mayn 1548.

Joh. Friedr. Wilh. Zachariä Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. Braunschweig 1771.

Friedr. v. Hagedorn Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Hamburg, 3 Bde. 1738. 1752. 57.

Christian Fürchtegott Gellert Fabeln. 1742. 1750.

Magnus Gottfr. Lichtwehr äsopische Fabeln. Leipz. 1748.

Gotthold Ephraim Lessing Fabeln. Berlin 1759.

Friedr. Wilh. Gleim Fabeln 1756.
Joh. Gottl. Willamov dialogische Fabeln. Berl. 1765.
Joh. Benjamin Michaelis Fabeln, Lieder und Satyren. Leipzig 1766.
Meißner's Skizzen ꝛc.
Herder's Schriften ꝛc.
Konr. Gottl. Pfeffel Fabeln der helvetischen Gesellschaft gewidmet. Basel 1783.

Verbesserungen.

Seite	6	Zeile	10	l. larynx.
—	16	—	7	bei Urwelt, ein Semikolon.
—	—	—	-	lies: die bildlichen, starken.
—	26	—	11	l. Thesaurus.
—	30	—	7	l. französisch.
—	41	—	11	l. Geiler.
—	83	—	3	l. teutschen.
—	86	—	1	l. hineinarbeitet.
—	93	—	11	l. Sinne.
—	165	—	6	l. fröhlich.
—	167	—	13	Zur Ueberschrift gehört die Hauptnum. IX.
—	197	—	3	l. er enthielt.
—	199	—	1	l. Fatum.

Bögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Durst, Benedikt A.

Kurzer Leitfaden zur teutschen Sprachkunde in historischer und ä
sthetischer Hinsicht

Nürnberg 1815

L.germ. 62 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583550-9